



Beiträge
zur
Husumer Stadtgeschichte

Heft 10 · 2006

Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Beiträge

zur

Husumer Stadtgeschichte

Heft 10 · 2006



Herausgegeben
von der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Vorstand der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Vorsitzender: Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Schriftführer: Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

Schatzmeister: Horst-Günter Susott (†)

Beisitzer: Thomas Friedrichsen, Woldsenstraße 64, 25813 Husum

Beisitzer: Werner Stiebeling, An der Aue 6, 25813 Husum

Redaktionsausschuss

Dr. Christian M. Sörensen (Vorsitzender), Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Dr. Ulf Dietrich von Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum

Fiete Pingel M.A., Herzog-Adolf-Straße 43, 25813 Husum

Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

Schriftleitung

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

Geschäftsstelle der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Krämerstraße 8, 25813 Husum. Tel. 0 48 41 / 32 28

Verlag und Gesamtherstellung: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,
Postfach 1480, D-25804 Husum – www.verlagsgruppe.de

ISBN 978-3-89876-325-7

ISSN 1611-0382

*Abbildung Umschlagseite: „Hera“ (Kopie) am Torhaus des Husumer Schlosses
Aufnahme: Holger Borzikowsky*

Inhalt

Vorwort	7
Theodor Storms Schulzeit Die Neuorganisation der Husumer Gelehrtenschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Rektor Peter Friedrichsen Von Gerd Eversberg	8
Eine Petition von 1860 zur Wiederaufrichtung der Husumer Gelehrtenschule Widerstand gegen die Höhere Bürgerschule, die sog. dänische Realschule Mitgeteilt und eingeleitet von Christian M. Sørensen	35
Gertrud Storms Schulerinnerungen Neu herausgegeben und kommentiert von Karl Ernst Laage	46
Ein wiederentdeckter früher Entwurf für das Husumer Asmussen-Woldsen-Denkmal Von Rüdiger Articus	53
NS-Machenschaften gegen Familie Topf und ihre Firma in Husum 1940–1942 Auseinandersetzungen wegen Euthanasie – Gestapohaft der Geschäftsführung – Zwangsverwaltung Von Christian M. Sørensen	62
Ein Gang durch Husum nach Kriegsende 1945 Bericht der heimatvertriebenen Halina Eichner über Ankunft und erste Nachkriegsjahre Bearbeitet von Jürgen Dietrich	71
Zum 400. Geburtstag des Kartographen Johannes Mejer (1606–1674) Von Holger Borzikowsky	84
Die Rückkehr einer Göttin Zur Wiederauffindung der Hera-Figur vom Torhaus des Husumer Schlosses Von Ulf Dietrich v. Hielmcrone	90

„Regardsfully Yours“. Zur Herausgabe ausgewählter Korrespondenzen des Botanikers Ferdinand von Müller (1825–1896) Von Günter Klatt	100
Georadar-Untersuchungen zur Lage der 1807/08 abgebrochenen Alten St.-Marien-Kirche Von Georg Weßler	112
Tätigkeitsbericht Von Holger Borzikowsky	119
Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: Graphik „Wappenkartusche im Schloss vor Husum“ von Peter Froese	122
Buchbesprechungen	124
Verzeichnis der Autoren	136

Vorwort

Am 18. Mai 1987 wurde die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte gegründet, sie besteht somit fast 20 Jahre. Die Gesellschaft legt hiermit Heft 10 ihrer „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ vor. Heft 1 erschien 1988, und bis Heft 5 (1994) zeichnete der damalige Vorsitzende Dr. Günter Klatt für die Herausgabe verantwortlich. Von Heft 6 (1998) an ist der Unterzeichnete der Schriftleiter, wobei hervorgehoben werden muss, dass Holger Borzikowsky, der neue Vorsitzende der Gesellschaft, ganz wesentliche Arbeit bei der Herausgabe der Hefte 6–10 geleistet hat. Ihm und den weiteren Mitgliedern des Redaktionsausschusses sei wiederum herzlich für die Mitarbeit an diesem Heft 10 gedankt.

Wir freuen uns, dass wieder viele Autoren Beiträge eingereicht haben. Zurückgestellt wurde der Beitrag von Jürgen Schlüter, in dem er die „Klosterrechnung“ und ihre Abwicklung seit dem 16. Jahrhundert aufzeigt. Nun ist vorgesehen, diese interessante Arbeit als Einzelveröffentlichung zum 20-jährigen Bestehen im Mai 2007 herauszubringen.

Der vorliegende Band bietet wieder thematisch breit gestreute Beiträge, die überwiegend das Geschehen und die Verhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert beleuchten, so die Schulzeit Theodor Storms und die damalige Reform der Gelehrtenschule. Weiter wird eine Petition zur Wiederaufrichtung der alten Gelehrtenschule von 1860 vorgestellt, als sie zur Höheren Bürgerschule heruntergestuft war und im Volksmund „dänische Realschule“ genannt wurde. – Zwei Erlebnisberichte, nämlich die Schulerinnerungen von Storms zweitjüngster Tochter Gertrud und der Bericht von Halina Eichner, die als Flüchtling hierher kam, über Husum nach Kriegsende 1945, dürften für viele Leser interessant sein.

Der Beitrag über die NS-Machenschaften gegen eine Husumer Familie zeigt einen bisher kaum bekannten Vorgang während der NS-Zeit, der typische Züge dieses dunklen Abschnitts deutscher Geschichte aufweist. Die Zeit des Übergangs vom 19. zum 20. Jahrhundert betrifft der Aufsatz über einen wiederentdeckten frühen Entwurf für ein Asmussen-Woldsen-Denkmal. Ebenso beachtlich sind die Aufsätze über Johannes Mejer und die Größe der alten Marienkirche.

Der Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, eine Empfehlung zur Graphikedition Peter Froese und zahlreiche Besprechungen von solchen Büchern, die einen Bezug zu Husum aufweisen, schließen diesen Band ab. Wir danken den Autoren und allen, die Informationen und Text- und Bildvorlagen beisteuerten, und nicht zuletzt der Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, insbesondere Frau Alix Paulsen und Frau Susanne Jensen, für die weiterhin gute Zusammenarbeit und die vorzügliche Ausführung des Druckauftrages.

Theodor Storms Schulzeit

Die Neuorganisation der Husumer Gelehrtenschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Rektor Peter Friedrichsen

Von Gerd Eversberg

In seiner kulturhistorischen Skizze „Der Amtschirurgus – Heimkehr“ schildert Theodor Storm ausführlich die Redefeierlichkeiten der Husumer Gelehrtenschule, die er selber von 1826 bis 1835 besucht hat; die Darstellung ist der erste Teil von Storms 1870 bis 1872 geschriebenen „Zerstreute[n] Kapitel[n]“, einer uneinheitlichen Sammlung von Bildern aus dem alten Husum, die auf Erinnerungen und Quellenstudien zurückgehen.¹

Es war immer ein großer Tag, diese „Redefeierlichkeit“. Wir konnten damals noch nicht am eignen Tische frühstücken und in Hamburg zu Mittag essen; Alles blieb deshalb hübsch zu Hause, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es schmackhaft und kosteten es aus bis auf den letzten Tropfen. – An jenem Tage standen die Häuser der Honoratioren wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte sie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide saßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünsamtenen goldbefranzten Bordüre; den Männern blieben nur die hintersten Bänke, oder sie standen an der Wand unter den großen Bildern vom jüngsten Gericht und vom Urteil Salomonis. Wer hätte auch zu Hause bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Person von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch diese Pflicht, besonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen“, welche nach einem Maßstabe von Wein und Kuchen in „fette“ und „magere“ zerfielen, wurden von dem Primus Classis streng nach der Anciennität verteilt. Die Einladungen selbst enthielten nur unsere Namen und die Themen unserer Vorträge; aber dessen ungeachtet waren es keine öden Listen, wovon es heutzutage an allen Ecken wimmelt; unser alter Rektor – möge der allverehrte Greis noch lange seiner fruchtbringenden Muße genießen! – wußte durch eine feine Abtönung auch diesen Dingen einen munteren Anstrich zu geben. Denn während der Erste nur „redete“, suchte der Zweite schon „auszuführen“, der Dritte „vertiefte sich in“, der Vierte „verbreitete sich über“; und so arbeitete Jeder in seinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich schon damals in einigen Versen gesündigt hatte? Ich, selbstverständlich: „besang“. – „Mattathias, der Befreier der Juden“, so hieß meine Dichtung, welche der Rektor mir ohne Korrektur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurück gab, er sei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieselte mich so etwas

von einer exklusiven Lebensstellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabekopf wohl um einige Linien höher getragen haben. – Freilich, unser Schultisch war derzeit nur mit geistiger Hausmannskost besetzt: wir kannten noch nicht den bunten Krautsalat, der – „Friß Vogel oder stirb!“ – den heutigen armen Jungen aufgetischt wird. Ich habe niemals Kaviar essen können, und – Gott sei Dank! – ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung“ essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsere Jugend; der Fundamentalsatz aller Ökonomie: „Was kostet es dir, und was bringt es dir ein?“ fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung. – Leider muß ich bekennen, daß auch die deutsche Poesie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben war; und dieser Geschmack war äußerst unerheblich. Unseren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts gesehen als Ludwig Tieck's Porträt auf dem Umschlage eines Schreibbuches. – Nichtsdestoweniger dichtete ich den „Mattathias“.

Storm entwirft ein Bild seiner alten Schule, das mit anderen Äußerungen korrespondiert, die wir aus unterschiedlichen Lebensabschnitten seit der Verlobungszeit mit Constanze Esmarch in den 1840er Jahren kennen und die er bis ins hohe Alter mehrfach wiederholt hat. Bereits 1846 klagte er gegenüber seiner Braut über die „schlechte“ Husumer Schule,² und der Schriftstellerin Ada Christen gab er im März 1873 folgende Auskunft:³

Ich besuchte die Gelehrtenschule meiner Vaterstadt, wo von deutscher Literatur außer Schiller und den Dichtern des Hainbundes uns nicht viel bekannt wurde. Dennoch hielt ich als Primaner bei den jährlichen öffentlichen Reden auf dem Rathaus eine Rede in Jamben über Mattathias, den Befreier der Juden. Ich ging von hier zunächst noch 1½ Jahr auf das derzeit berühmte Lübecker Gymnasium, wo die Primaner in den ganzen Kreis der neuen Bildung eingeweiht waren. Hier lernte ich Goethes „Faust“, Heines „Buch der Lieder“, Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen“ kennen, diese Bücher machten großen und nachhaltigen Eindruck auf mich; namentlich die beiden ersteren kamen nicht von meinem Tische.

Diese Erinnerungsarbeit setzte Storm in den nächsten fünfzehn Jahren fort; sie hat ihren Niederschlag auch in anderen autobiographischen Texten gefunden. In seinem Rückblick auf die Begegnung mit Eduard Mörike im Jahre 1875 zum Beispiel schrieb er:⁴

Auf der alten Gelehrtenschule meiner Vaterstadt wußten wir wenig von deutscher Poesie, außer etwa den Brocken, welche uns durch die Hildburghausensche „Miniaturbibliothek der deutschen Classiker“ zugeführt wurden, deren Dichter aber fast sämtlich der Zopf- und Puderzeit angehörten. Zwar lasen wir auch unseren Schiller, dessen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verschlungen wurden, und selbst ein altes Exemplar von Göthe's Gedichten kursierte einmal unter uns; daß es aber *lebende* deutsche Dichter gebe, und gar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung.

Und noch aus Anlass seines 70. Geburtstages 1887 war es dem greisen Dichter ein wichtiges Anliegen, seinen Gästen in Hademarschen von seiner Schulzeit zu erzählen:⁵

Meine verehrten Freunde! Man sagt von jungen Rossen, daß sie knappes Futter haben müssen, wenn sie werden sollen, was sie werden können. Gilt das auch von Menschen, so bin ich in der Kunst der Poesie glücklich daran gewesen. Die Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum wußte nichts von dieser Kunst. In unserm Hause war zwar ein Schiller, von Göthe nur Hermann und Dorothea und dann, vom Großvater her[,] ein Chodowiecki[-]Band des alten Wandsbecker Boten. ...

Mein Vater hatte den glücklichen Gedanken, mich vor der Universität noch 1½ Jahre auf die Lübecker Schule zu schicken, die unter Jacob und Classen in höchster Blüte stand. Hier war höhere Luft, bedeutendere Menschen, ...

Storms Kritik an der Schule wurde von seiner Tochter Gertrud aufgegriffen, als sie Anfang des 20. Jahrhunderts die Biographie ihres Vaters schrieb; im vierten Kapitel des ersten Bandes, das sie „Schule“ überschreibt, stützte sie sich außer auf die oben bereits zitierten Aussagen ihres Vaters vor allem auf fiktionale Texte wie die Novelle „Bötjer Basch“ oder die „Zerstreute[n] Kapitel“ und schloss daraus auf wirkliche Erfahrungen des Dichters während seiner Jugend. Die Kernaussagen Gertrud Storms, die sie auf 17 Seiten vorträgt, sind folgende: Die Husumer Gelehrtenschule könne zwar auf eine ehrwürdige Tradition zurückblicken, sei aber zu Storms Zeiten dürftig ausgestattet gewesen, habe nur wenige unsaubere und dunkle Klassenzimmer aufgewiesen und so den gesundheitlichen Bedürfnissen der Knaben nicht Rechnung tragen können. Der Unterricht sei vom Gehalt und von der Durchführung her äußerst dürftig gewesen und habe nichts Wesentliches über die deutsche Poesie vermittelt. Damit verallgemeinert Gertrud Storm die Kritik ihres Vaters an der Gelehrtenschule, die von diesem allein auf den veralteten Unterricht über die deutsche Nationalliteratur gemünzt war. Als Kontrast dazu beschreibt sie im Kapitel „Lübeck“ die Zeit ihres Vaters am dortigen Katharineum, „das vollständig auf dem Boden neuester Reformen stand, während der Unterricht an der Husumer Gelehrtenschule noch ganz nach alter Art erteilt wurde.“⁶ Hier waren es nach ihrem Urteil vor allem die Lehrer, die ihren Vater für sein Leben geprägt haben, und die Freunde wie Emanuel Geibel und Ferdinand Röse, denen er sein eigentliches Bildungserlebnis verdankt, die Begegnung mit der Dichtung Goethes, Eichendorffs und Heines.

Dieses negative Bild haben die Biographen Storms nachgezeichnet; es wurde zusammen mit dem positiven Bild der Zeit in Lübeck⁷ zu einer Standardaussage über Storms schulische Sozialisation. Hier ein paar Beispiele: Franz Stuckert schrieb 1952: „Storm, der später von sich bekannt hat, daß es ihm jederzeit am ‚Talent des Lernens‘ gefehlt habe, hat die klassische Bildung in sich aufgenommen, ohne daß sie ihm wirklich zum geistigen Besitz geworden wäre.“ Hartmut Vinçon behauptete 1972: „Man betrachtete die Poesie als Luxusartikel und überließ sie dem Privatgeschmack.“ Georg Bollenbeck (1988): „Genauer besehen erscheint die Schule mit dem anspruchsvollen Namen als ‚Klitsche‘ in einem abseits gelegenen Provinznest.“ Und noch im Jahre 2004

urteilte Horst Frank: „Was ihm dort an klassischer Bildung vermittelt werden konnte, ging an ihm vorüber. So ist ihm die Antike auch als Dichter – etwa im völligen Gegensatz zu seinem späteren Freund Mörike – niemals zum Bildungsbesitz geworden.“⁸

Betrachtet man die autobiographischen Beiträge im Zusammenhang, so lassen sich einige zentrale Aussagen erkennen, die Storm mehrfach wiederholt hat. Sie besagen erstens, dass ihm die Husumer Gelehrtenschule keine literarische Bildung vermittelt habe, und zweitens, dass er erst durch den Besuch des Katharineums in Lübeck mit der Literatur der Klassik, Romantik und Moderne in Kontakt gekommen sei.

Die Entdeckung zweier bisher unbekannter Jahrmärkte, die der 16-jährige Storm 1834 im „Husumer Wochenblatt“ als Schüler der Husumer Gelehrtenschule veröffentlicht hat,⁹ einer weiteren Prosaarbeit im „Eiderstedter und Ditmarscher Boten“ aus dem folgenden Jahr¹⁰ sowie vier von Storm ebenfalls während der Schulzeit im „Husumer Wochenblatt“ veröffentlichter Gedichte¹¹ lassen Zweifel aufkommen, ob dieses Bild von Storms Schulzeit wirklich zutrifft und ob sein Urteil über die „schlechte Husumer Schule“ überhaupt angemessen ist. Zwar handelt es sich dabei – wie bei vielen seiner Jugendgedichte – nur um Nachahmungen der damals gängigen Wochenblattpoesie, denen aber im Zusammenhang mit den früheren poetischen Versuchen eine größere Beachtung geschenkt werden muss, als dies in der Storm-Forschung bisher geschehen ist. Diese Texte belegen nämlich, dass Storm bereits als Primaner der Husumer Gelehrtenschule über erstaunliche gestalterische Fähigkeiten verfügte. Meine Forschungen widerlegen das einseitig negative Bild und zeigen, dass der Unterricht unter der Leitung von Peter Friedrichsen, Rektor der Husumer Gelehrtenschule von 1821 bis 1838, durchaus auf der Höhe der damaligen Gelehrtenschul-Pädagogik erteilt wurde.¹² Bereits vor Veröffentlichung des Husumer Schulregulativs im Jahre 1827, mit der die allgemeinen Vorschriften der Adlerschen Schulordnung von 1814 für die Herzogtümer auch für Husum konkrete Gestalt annahm (vergl. weiter unten), verwirklichte Friedrichsen wesentliche Prinzipien der Schulreform und organisierte einen für damalige Zeiten modernen Unterricht.¹³

Storms Erinnerungen an Rektor Friedrichsen erzeugen bei den Lesern den Eindruck, es handle sich bei diesem Lehrer um einen freundlichen alten Mann, der nicht viel von Poesie verstand und daher auch nicht in der Lage war, Storms jugendliche Dichtversuche zu beurteilen. Dieses Bild fügt sich in die Vorstellung von der veralteten Pädagogik in verstaubten Räumlichkeiten der Husumer Gelehrtenschule ein, die in den Jahren von Storms Schulbesuch noch nicht den Anschluss an die moderne Pädagogik gewonnen hatte, wie Storm sie während seiner drei Semester am Lübecker Katharineum (Herbst 1835 bis Ostern 1837) unter der Leitung des dortigen Rektors Friedrich Jacob (1792–1854) kennen und schätzen gelernt hat. Aber stimmt dieses Bild mit der historischen Wirklichkeit überein?

Als Storm die Redefeilichkeiten der Jahre um 1830 beschrieb, war er bereits 53 Jahre alt und musste sich an Ereignisse erinnern, die bereits fast vier Jahrzehnte zurücklagen. Das fiel dem Dichter nicht leicht, wie er gegenüber sei-

nem Sohn Ernst am 23. Mai 1870 bemerkte: „Mein Buch ruht freilich nicht; aber die Composition, die Verbindung des Memoirenartigen mit dem frei Phantasirten erweist sich in der Ausführung so schwierig daß ich oft verzweifle; ...“. Und am 27. Mai heißt es: „Es wird – wenn es überhaupt was wird, was noch keineswegs gewiß – so eine Art Krautsalat, Wahrheit u. Dichtung. Kaufmann und seine Ratzen kommen auch darin vor, eine Redefierlichkeit aus der alten Zeit, die schon geschrieben ist wird Dich vielleicht interessieren.“¹⁴ Das Bild vom „Krautsalat“, das Storm hier wohl im Sinne des grünen Salats als eines Gemischs von unterschiedlichen Blättern verwendet, verweist zunächst auf die Mischung aus Erinnerungen an erlebte Situationen und der Fantasie entstammenden Zusätzen, wie er sie in seiner Darstellung der „alten Zeit“ formulierte. Ebenso ist auch Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“, auf die Storm verweist, mit ihrer Verbindung von fiktionalem und historischem Erzählen eine Verschmelzung von Ich- und Weltdarstellung. Wir müssen also bei der Beurteilung des historischen Kerns dieser Darstellung durchaus skeptisch sein, was die Authentizität des Erinnerten betrifft: Dichtung und Wahrheit können sich auch wechselseitig beeinflussen.

Storm verwendet das Bild vom Krautsalat auch in seiner kulturhistorischen Skizze; dort schreibt er von der modernen Pädagogik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren „Gleichmäßigkeit der Bildung“ er in einen Gegensatz zur „geistigen Hausmannskost“ seiner Schulzeit setzt, und spricht seiner Schule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jede Bildungsökonomie ab, indem er auf seine mangelnden Kenntnisse der damals modernen deutschen Literatur verweist. Diese Äußerungen wurden unter dem Eindruck einer Neugründung der höheren Lehranstalt in Husum im Jahre 1864 niedergeschrieben; in den Herzogtümern wurde das Schulwesen nach der Loslösung von Dänemark gemäß den Prinzipien der preußischen Gymnasien reformiert. Schon der neue Name „Königliches Gymnasium“ deutet diese Veränderung an. Die Schülerzahl der Schule, die bis 1870 auch eine Realklasse beherbergte, verdoppelte sich gegenüber den besten Jahren des Rektorats von Peter Friedrichsen und eine Fülle von pädagogischen Reformen wurde durchgeführt, die den veränderten Anforderungen an die Absolventen im gerade entstehenden Deutschen Reich Rechnung trugen. Der Mann, der einst Storms Griechischlehrer war, zählte zu diesem Zeitpunkt bereits 80 Jahre und gehörte einer längst vergangenen Epoche an.

Rektor Friedrichsen war aber, als Storm bei ihm in der Prima saß, ein Mann von 45 Jahren und vom Greisenalter noch weit entfernt. Peter Friedrichsen wurde am 22. April 1790 in Satrup geboren, studierte Theologie (Dr. theol.) und unterrichtete seit 1817 als Kollaborator in Husum. Im Herbst 1821 wurde er erst einunddreißigjährig zum Rektor ernannt, nachdem sein Vorgänger Jakob Bernhard Friese (1769–1851) Ostern das Rektorat der Kieler Gelehrtenschule übernommen hatte. In dieser Funktion wirkte Friedrichsen bis ins Jahr 1838, in dem er Pastor in Ievenstedt wurde (bis 1865). Er starb am 7. März 1873 in Preetz.¹⁵

Um die Rolle dieses Rektors für die Entwicklung der Schule angemessen bewerten zu können, muss auf die langjährige Tradition der Institution zurückgeblückt werden. Die Husumer konnten um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhun-

dert auf eine fast dreihundertjährige Tradition ihrer Gelehrtenschule stolz sein. Als Reformationsgründung war sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts, nachdem Husum die Stadtrechte verliehen worden waren, zur Landesschule erhoben worden.¹⁶ Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unterhielt sie fünf Klassen, in denen von Rektor, Konrektor, Subrektor, Kantor und Rechenmeister unterrichtet wurde; sie war neben den Schulen in Flensburg und Schleswig eine der drei großen Lateinschulen im Herzogtum Schleswig mit über siebenzig Schülern.¹⁷ Diese schulgeldpflichtige Einrichtung blieb den Knaben der wohlhabenden Schichten vorbehalten. Die Lehrer wurden von der Stadt besoldet, man erwartete aber von den Bürgern weitere Zuwendungen an die Schulkasse.

Die erste Schulordnung der Husumer Lateinschule in deutscher Sprache erschien 1763 und wurde von Rektor Peter Schaumann verfasst, der von 1749 bis 1771 die Schule leitete.¹⁸ Die geistige Grundhaltung dieser Verfassung ist eine strenge pietistische Frömmigkeit, in der die subjektive Seite des Glaubens betont wird; Bibelstudium und Gebet sollen den Unterricht in besonderem Maße bestimmen. Vom „Haupt-Zweck“ der öffentlichen Schulen heißt es:¹⁹

Denn sie sollen Pflanz-Gärten der Gottseligkeit, guter Sitten, und einer gründlichen Erkenntniß solcher Wahrheiten seyn, die ein jeder nach seiner erwählten Lebens-Art und Stand wissen muß, wo er im Lehr- Wehr- oder Nähr-Stande ein nützlich Mitglied vorstellen, und seine sowohl als anderer Glückseligkeit bevördern will.

Die vier Lehrer unterrichten jeweils alle Fächer in ihren Klassen: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Geschichte und Geographie; der Schreib- und Rechenmeister vermittelt Grundkenntnisse in den unteren Klassen. Dazu gehören Briefeschreiben und Rechtschreibung, rhetorische und stilistische Übungen, Dichtkunst, Mythologie und Geographie. Mathematik, Französisch und Literaturgeschichte werden nur durch Privatunterricht vermittelt. Bei der gelehrten Begründung des dominierenden altsprachlichen Unterrichts lassen sich auch neuhumanistische Grundsätze erkennen, wenn etwa verlangt wird, dass die Kinder nichts auswendig lernen sollen, was ihnen vorher nicht erklärt worden ist. Der weitaus größte Teil der Schulordnung ist der Vermittlung von lateinischen Grundkenntnissen und Fertigkeiten gewidmet, aber es fließen am Rande auch Gedanken der Aufklärung in die Vorschriften ein, so die Vorstellung, dass Schüler selbständig lernen müssen. Insgesamt spielen die Gedanken der Aufklärung und der mit ihr verbundene Aufbruch zu einem neuen Bildungsverständnis nur eine untergeordnete Rolle.

Auch entsprach die Wirkung, die man von der neuen Schulordnung erhoffte, nicht den Erwartungen. Bei verschiedenen Revisionen wird in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts über die mangelnde Ordnung in der Schule und über das lässige Verhalten der Schüler in der Öffentlichkeit geklagt. Während des Rektorats von Johann Elias Cellarius in den Jahren 1771–1788 wurde in einem Bericht der Schulaufsicht beklagt, die „Lehrer setzten sich auf gegen den angeordneten wöchentlichen Klassenbesuch des Rektors, der noch nicht habe durchgeführt werden können; ebenso wenig fänden die monatlich angesetzten paränetischen Vorträge [Mahnpredigten, G.E.] statt. Es fehle die Harmonie in dem Kollegium; jeder Lehrer halte seine Klasse für eine besondere Schule und

tue, was ihm gut dünke; es würden die festgesetzten Pensen nicht erledigt, die Primaner lieferten die Ausarbeitungen nicht ab und mancherlei mehr“ (nach Ernst Möller)²⁰. Als Grund dafür wird angegeben, dass die Schulordnung über den Kopf der Lehrer hinweg oktroyiert worden sei; solche Missstände werden aber auch von anderen Schulen berichtet und führen schließlich zu Beginn des neuen Jahrhunderts zu einer von oben verordneten Schulreform.

Während des Rektorats von Cellarius wurde im Jahre 1784 eine Realklasse eingerichtet. Dies geschah, um jungen Männern, die nicht studieren wollten, eine für ihre berufliche Tätigkeit nützliche Grundbildung zu vermitteln. Da die Stadt für die Errichtung einer selbständigen Realschule zu wenige Einwohner hatte, wurde innerhalb der Lateinschule eine Verlegung des altsprachlichen Unterrichts in die oberen Klassen verfügt, sodass Quinta und Quarta vom Lateinunterricht befreit waren. Eine solche organisatorische Veränderung entsprach den pädagogischen Forderungen des Philanthropismus, jener Lehre von der Erziehung zur Natürlichkeit, Vernunft und Menschenfreundlichkeit, die von Johann Bernhard Basedow begründet wurde. Ziel der basedowschen Philanthropie war es, Jugendliche durch freundliche, liebevolle Unterweisung in allem für das Leben Notwendigen zu tüchtigen, lebensfrohen Menschen zu erziehen.²¹

In der neu organisierten Schule nimmt der Religionsunterricht nach wie vor einen breiten Raum ein, und zwar in allen Klassen. Mathematik wird nur in Quarta unterrichtet; Geschichte, Naturgeschichte, Technologie und Geographie dominieren mit 12 Wochenstunden den Unterricht der Quarta; in Tertia beginnt der Lateinunterricht mit 13 Wochenstunden. Die Reformen scheinen aber im Ansatz stecken geblieben zu sein, denn unter der Leitung von Georg Samuel Francke, der 1788 Nachfolger von Cellarius wurde, bestand die Gelehrtenschule vorübergehend nur noch aus zwei Klassen, und die bisherige Quarta der Bürgerschule wurde zur Tertia mit sechs Stunden Latein umgewidmet.

In einem Bericht von Georg Friedrich Schumacher, der von 1798 bis 1802 Konrektor der Gelehrtenschule und anschließend Rektor der Domschule in Schleswig war, lesen wir über die Husumer Schule im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert:²²

Es herrschte nemlich das Classensystem; Fr[ancke] hatte nur Prima, ich ausschließlich Secunda und Forchhammer Tertia; außerdem ein Rechenmeister. So mußten wir denn freilich Jeder Alles lehren, und von Fächern für Diesen und Jenen war nicht die Rede. Das Verhältnis der Schüler war ganz, wie in Vaters Hause, und jede Classe erkannte nur ihren Lehrer an.

Francke war nach Schumachers Schilderung eher ein Sonderling, der als Vorgesetzter seine Kollegen machen ließ, was sie wollten. Dieser Interimszustand blieb auch nach Franckes Abgang unter seinem Nachfolger Hans Jürgen Stubbe, Rektor von 1805 bis 1809, bestehen. Johann Eggers, Rektor von 1809 bis 1818, konnte nicht verhindern, dass es zwischen der Schulleitung und den übrigen Lehrern Zwistigkeiten gab, die zu allgemeiner Nachlässigkeit führten. Auch unter Rektor Friese (1818–1821) änderte sich nichts Wesentliches, obwohl die Adlersche Schulreform mittlerweile bereits seit mehreren Jahren in den Herzogtümern in Kraft war.

Die damalige Unterrichtsorganisation hatte zur Folge, dass der Klassenlehrer alle Fächer in seiner Klasse unterrichten musste, also zum Beispiel in der Sekunda Griechisch, Latein, Französisch, Hebräisch, Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Religion; das enge Verhältnis der Schüler zu ihrem Lehrer wurde also erkauft mit einem systemimmanenten Mangel an Gründlichkeit des Fachunterrichts; dessen Qualität war vom Fachwissen und der Bereitschaft des Lehrers abhängig, sich über sein Studienwissen hinaus autodidaktisch weiterzubilden. Die Schüler waren für zwei bis drei Jahre von der Unterrichtsmethode ihres Lehrers abhängig; der eine dozierte fast ausschließlich, der andere versuchte, sich vom Fortschritt seiner Schüler im Gespräch zu informieren. Die Zahl von vier Klassen wurde erst 1811 wiederhergestellt. Außerdem wurden die Lehrer der obersten drei Klassen verpflichtet, in jeder Stufe zu unterrichten. Obwohl diese Regelung zwischen 1815 und 1822 teilweise rückgängig gemacht wurde, setzte Rektor Peter Friedrichsen sie endgültig durch und erfüllte damit die Vorschriften der „Allgemeinen Schulordnung“ von 1814.²³

Die Abgelegenheit Husums zeigt sich auch in einem bescheidenen wirtschaftlichen und kulturellen Niveau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dies dokumentieren die sinkenden Schülerzahlen; Ende des 18. Jahrhunderts waren es nur noch 45. Die politische Krise zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Dänischen Staatsbankrott 1813 führte zu einer Verunsicherung des Bürgertums, wurde dann aber in den folgenden Jahrzehnten Ausgangspunkt für politische und gesellschaftliche Veränderungen, die schließlich zur bürgerlichen Revolution von 1848 und in Schleswig-Holstein zur Loslösung der Herzogtümer vom dänischen Gesamtstaat führten. Obwohl Husum auch im 19. Jahrhundert eine beschauliche Kleinstadt blieb und die Einwohnerzahl bis zur Jahrhundertmitte um nur 10% anstieg (Volkszählung 1835: 3882 Einwohner²⁴), spürte man auch an der Westküste des Herzogtums Schleswig gravierende Veränderungen, die im Spannungsgefüge von Restauration und Revolution die Jahrzehnte zwischen 1815 und 1850 prägten.²⁵

Eine wichtige Aufgabe der Gelehrtenschulen blieb es auch im 19. Jahrhundert, junge Menschen auf das Studium an der Kieler Landesuniversität vorzubereiten; darüber hinaus vermittelte die Institution dem kaufmännischen Nachwuchs eine humanistische Grundbildung. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts lässt sich ein verstärktes Interesse der Verwaltung der Herzogtümer an den öffentlichen Schulen erkennen. Die von Georg Christian Adler, Generalsuperintendent für Schleswig, angeregte Neuordnung bestimmte den Zweck der Gelehrtenschulen formal in der Vorbereitung junger Leute für das Universitätsstudium; die vier Lehrer sollten frei von Kirchengeschäften ausschließlich ihren Unterrichtsverpflichtungen nachkommen, nach Absprache in allen Klassen unterrichten, und zwar neben Religion die Alten Sprachen Griechisch und Latein sowie Dänisch und Französisch; der Sprachunterricht zielte zunächst nur auf die Übersetzung von Texten, wurde dann aber durch die Lektüren klassischer Autoren auf Gegenstandsbereiche wie Mythologie und Geschichte ausgeweitet und durch Mathematik, Naturgeschichte und Geographie ergänzt. Darüber hinaus wurden Grundsätze der Rhetorik und Poetik vermittelt. Das

Ziel war eine Gesamtbildung der Schüler im Geist der Antike, wie sie vom Neuhumanismus als Wiederbelebung kultureller Werte verstanden wurde. Für die konkrete Unterweisung im Unterricht bedeutete dies:²⁶ „Vertraute Bekanntschaft mit der Klassik als allgemeine Bildung, Sinn für menschlich Großes und Schönes, Verwandtschaft des Griechischen mit dem jugendlichen Geiste, allseitiges Verstehen der Sprachmonumente, Verstehen der Alten als Grundlage für das Verstehen der eigenen Nationalität.“ Praktisch wurden die Schüler im Reden, Schreiben und Deklamieren unterwiesen, und zwar durch Übersetzungen aus und in die Alten Sprachen sowie durch Anwendung der Verslehre. Regelmäßige Zensuren, öffentliche Prüfungen und Versetzungskonferenzen gehörten nun zu den Pflichten der Lehrer. Da die Adlersche Schulordnung von 1814 die Trennung von Gelehrten- und Bürgerbildung vorsah, wurden vier Bürgerschulen eingerichtet; zwei entsprachen etwa der heutigen Grundschule, die beiden anderen waren eine Art Hauptschulen für Jungen und Mädchen. Einschließlich der Armenschule unterrichteten um 1840 in der Stadt Husum zehn Lehrer etwa 600 Schüler. Daneben gab es private Vorschulen für kleine Kinder, die auch „Klippschulen“ genannt wurden. Für die Lateinschule in Husum wurde ihr Kernbestand erst 1827 durch ein Regulativ und ein Schulgesetz verwirklicht und damit eine vierklassige Gelehrtenschule geschaffen, die bis zur Schließung durch dänische Behörden zu Ostern 1851 bestehen blieb.

Zu Beginn der politischen Auseinandersetzungen zwischen deutsch gesinnten Schleswig-Holsteinern und Dänen um die Zukunft der Herzogtümer gab es in Husum eine starke Bildungsschicht, die aus Beamten, Geistlichen, Lehrern, Advokaten sowie Ärzten und Apothekern bestand und die gemeinsam mit der an politischem und gesellschaftlichem Fortschritt interessierten Kaufmannschaft eine führende Rolle während der Erhebung 1848–1851 spielte. Die Generation der nach 1815 Geborenen lässt sich exemplarisch durch Theodor Storm und seinen Freundeskreis beschreiben, eine Gruppe von etwa 15 jungen Menschen, die ihre Schulzeit absolvierten, als sich viele Menschen in den Herzogtümern von Dänemark abkehrten und aktiv für Veränderungen im Gesamtstaat einsetzten. Die politischen Vorgänge lassen sich nicht von den geistigen Strömungen lösen, die während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu grundlegenden Veränderungen führten, an denen diese Generation entscheidend mitwirkte.

Der wohl positivste Zeitraum für die Gelehrtenschule waren die Jahre des Rektorats Peter Friedrichsen von 1821 bis 1838, dieser Pädagoge gab der Schule neue Impulse und verbesserte die Gesamtsituation deutlich. Am 24. April 1827 wurden das „Regulativ für die Gelehrtenschule der Stadt Husum“ sowie die „Schulgesetze der Gelehrtenschule in Husum“ erlassen,²⁷ die zu einer Neuorganisation und damit zu einer Angleichung der Bedingungen in der Husumer Gelehrtenschule an die entsprechenden Bildungseinrichtungen der Herzogtümer Schleswig und Holstein führten. Das „Regulativ für die Gelehrtenschule der Stadt Husum“ von 1827 setzte die Vorschriften der Allgemeinen Schulordnung von 1814 in die Praxis um. Damit wurde die Adlersche Schulreform offiziell zwar etwas verspätet auch für Husum verpflichtend; aber schon in den ersten Jahren von Friedrichsens Rektorat werden die neuhumanistischen Impulse erkenn-

bar, da er bereits seit seinem Amtsantritt die dort erhobenen Forderungen in die Praxis umgesetzt hatte. So gaben er und die anderen Lehrer jährlich Rechenschaft über die jeweiligen Lektionen in allen Klassen und Fächern ab und hielten gemeinsame Konferenzen. Die Studentafeln sahen neben dem dominierenden altsprachlichen Unterricht nun auch die Fächer Deutsch, Dänisch und Französisch vor; darüber hinaus gab es Stunden in Religion, Erdbeschreibung, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften sowie speziellen Schreib- und Rechenunterricht für Quarta und Tertia; hinzu kam eine Wochenstunde Logik in Prima. Die speziellen Lektionstabellen für alle Klassen mussten halbjährlich konkretisiert und in den Klassenzimmern ausgehängt werden. Im Schulprogramm führt Friedrichsen Ostern 1822 aus: „Von Michaelis an ist, wie die allgemeine Schulordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein es verlangt, ein wechselnder Unterricht der Lehrer durch alle Klassen eingeführt worden, mit Ausschluß der vierten Klasse, in welcher der Herr Pastor Lübker von Michaelis bis Ostern den Unterricht besorgt hat.“ Anschließend berichtet er auf vier Druckseiten ausführlich über die erteilten Lektionen, die von den ebenfalls ausführlichen Berichten der anderen Lehrer ergänzt werden. Dies wurde in etwas vermindertem Umfang bis in die Mitte der 1830er-Jahre fortgesetzt.

Die neue Schulordnung schreibt Folgendes vor: Die Schulaufsicht wurde von Amtmann, Bürgermeister sowie zwei Kirchenbeamten wahrgenommen; die vier Lehrer hatten sich in Konferenzen über den Unterricht in allen Klassen abzustimmen; die Lektionen mussten der Schulaufsicht bekannt gegeben und den Eltern sowie Schülern angezeigt werden. Aufnahme, Prüfungen und Verset-

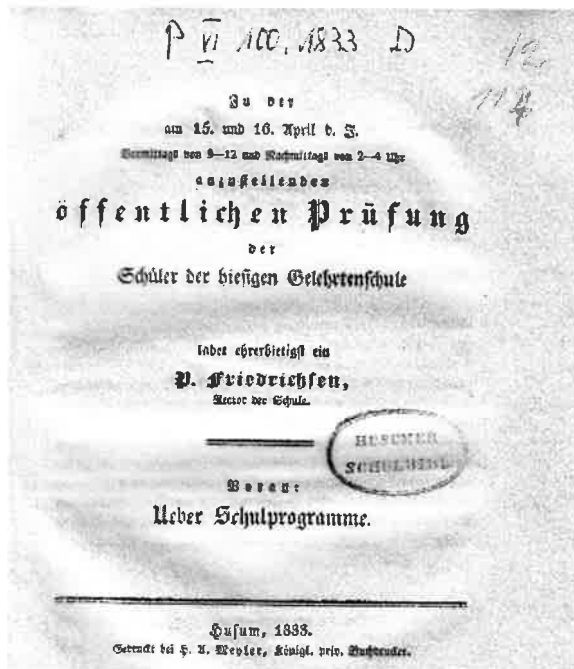


Abb. 1: Titelblatt des Schulprogramms der Gelehrtenschule v. 1833 (Bibliothek der Hermann-Tast-Schule Husum)

Ueber Schulprogramme.

Der achte Paragraph unseres neuen Schulregulativs fängt so an: „Einmal im Jahre, in der vollen Woche nach Ostern, wird in Gegenwart des Schulcollegii eine öffentliche Probefang mit allen Classen vorgenommen, wozu der Rector durch ein gedrucktes Programm, dessen Kosten aus der Schulkasse bestritten werden, und worin hauptsächlich von dem Zustande der Schule Nachricht zu geben ist, eingeladen.“ Als Hauptzweck des jedesmaligen Programmes wird demnach festgesetzt, daß dadurch von dem Zustande der Schule Nachricht gegeben werden solle, eine Forderung, die so billig und gerecht ist, daß sie von selbst gemacht werden müßte, wenn sie auch nicht ausdrücklich vorgeschrieben würde. Wirklich ist auch bei unserer Schule die Gatte Schulausschriften mitzutheilen sehr alt. Den Schulausschriften pflegt aber eine Abhandlung vorangeschickt zu werden, die wenigstens oft über die Hälfte des Ganzen einnimmt. Offenbar muß auch diese mit der Schule in irgend einer Verbindung stehen, wenn anders Nachricht von der

Abb. 2: Beginn einer Abhandlung des Rectors Peter Friedrichsen über Schulprogramme im Programm v. 1833

zungsverfahren wurden einheitlich geregelt. Eltern bekamen das Recht, über die Leistungen ihrer Söhne informiert zu werden. Abgangszeugnisse für Schüler, die zur Universität gehen wollten, wurden nur erteilt, wenn das Kollegium von der Studierfähigkeit überzeugt war. Der letzte Paragraph regelt die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus und fordert regelmäßigen Schulbesuch, häuslichen Fleiß und gutes schulisches und öffentliches Betragen.

Friedrichsen verstand es, „die Einigkeit unter den Lehrern dauernd zu erhalten und die Primaner durch festes Auftreten, aber auch freundliche Behandlung in Ordnung zu halten, so daß die Schule bald wieder einen guten Ruf im Lande hatte.“²⁸ Die Schülerzahlen stiegen 1827 auf 72, fielen dann aber seit 1830 wieder auf unter 50, um schließlich im Jahr von Storms Abgang auf 35 zurückzugehen.²⁹ Um 1840 verschlechterte sich die Situation wieder, viele Eltern schickten ihre Kinder nach Schleswig oder Flensburg. Die öffentliche Diskussion im „Husumer Wochenblatt“ dieser Jahre zeigt, dass eine Schulreform neben anderen Verbesserungen der Infrastruktur der Region als dringende Aufgabe angesehen wurde. Die im Januar 1848 eingeleiteten Reformen kamen aber wegen der Revolution nicht mehr zum Tragen. 1850 verließen die meisten Beamten und Schüler der oberen Klasse das Herzogtum Schleswig; Konrektor und Subrektor hielten den Betrieb mühsam aufrecht, bis die Schule am 16. Juli 1852 aufgehoben und in eine Bürgerschule umgewandelt wurde.

In diese Zeit fällt der Schulbesuch Theodor Storms von Ostern 1826 bis Michaelis 1835. Er war beim Eintritt 8½ Jahre, beim Abgang 18 Jahre alt; die Aufenthaltsdauer betrug also 9½ Jahre. Der Unterricht in den Alten Sprachen und in der Muttersprache schuf die Voraussetzungen dafür, dass Storm und seine Schulkameraden in besonderer Weise über die deutsche Sprache verfügten und nicht nur in der Lage waren, Texte der Antike zu übersetzen und zu inter-

pretieren, sondern auch in ihrer Muttersprache nachzuahmen. Der junge Poet hat sich zunächst in der Imitation unterschiedlicher Vorbilder geübt und dabei das Handwerkszeug erworben, das die Voraussetzung für seine späteren selbständigeren Dichtungen darstellt. Ein genauerer Blick auf die kulturellen Ereignisse, die Storms Schulzeit begleitet haben, zeigt, dass seine Lehrzeit als exemplarisch für bürgerliche Bildungsprozesse gelten kann. Die Besonderheiten in der Entfaltung von Storms literarischen Fähigkeiten lassen sich in seinem weitgreifenden Interesse an geschichtlichen, ästhetischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Phänomenen erkennen, das von der humanistischen Grundbildung durch die Schule angeregt wurde und durch die aktive Teilnahme am kulturellen Leben weitere Anstöße erfuhr. Auch seine in religiösen Dingen unabhängige weltanschauliche Position und seine kritische Haltung zu politischen Umbrüchen seiner Zeit entfalteteten sich in diesem Zeitraum, nicht zuletzt unter dem Einfluss von Rektor Friedrichsen. Storms literarische Sozialisation ermöglichte es ihm später, nicht nur gehaltvolle Novellen zu schreiben, sondern auch als kompetenter Kritiker in Erscheinung zu treten und sich in vielfältiger Weise aktiv am kulturellen Leben seiner jeweiligen Wirkungsbereiche zu beteiligen, nicht zuletzt als Leiter zweier gemischter Chöre, mit denen er ambitionierte Konzerte einübte und zur Aufführung brachte.

Storm hat im Jahre 1833 während seiner Schulzeit in Husum damit begonnen, Gedichte zu schreiben; ein Teil wurde durch die populäre Wochenblattpoesie angeregt, die den Mustern der anakreontischen Dichtung des späten 18. Jahrhunderts folgte. Ein anderer Teil lässt sich auf den Unterricht in den sprachlichen Fächern zurückführen. Dieser Unterricht stand in der Tradition der in der Spätantike wurzelnden humanistischen Bildung, die den sieben freien Künsten verpflichtet war. Neben dem mathematischen Quadrivium (Geo-

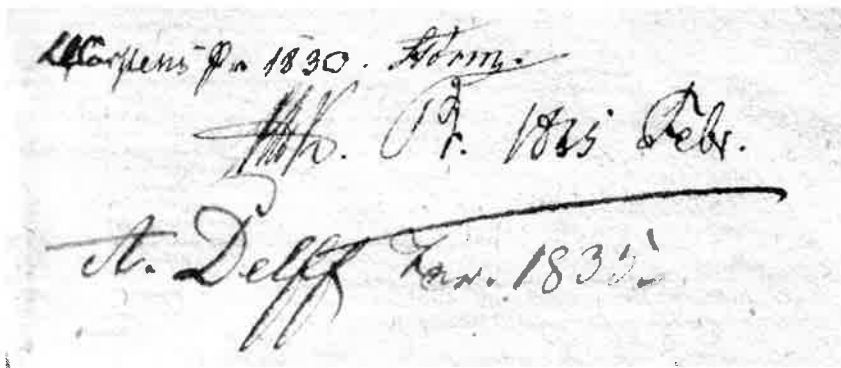


Abb. 3: Namenseinträge in einem 1829 erschienenen Band einer Ausgabe der Werke Gottfried August Bürgers, die sich in der historischen Bibliothek der Hermann-Tast-Schule Husum befindet. Oben rechts hat sich Theodor Storm als Entleiher des Buches eingetragen (eines der frühesten Autographen Storms, Anfang 1830er-Jahre). Unten der Namenszug des [Christian Julius] A[ugust] Delff, der es 1835 entlieh (Sohn des Christian Friedrich Delff, des Gründers der noch heute in Husum bestehenden Buchhandlung)

metrie, Arithmetik, Astronomie und Musik) war es das sprachliche Trivium mit den Disziplinen Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das die Unterrichtsinhalte prägte.³⁰ Insgesamt entsprachen die Bildungsinhalte dem neuhumanistischen Konzept, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Wiederbelebung kultureller Werte verstanden wurde.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt die Grammatik als das Kernstück des Unterrichts. Der Grammatikunterricht in Griechisch und Latein machte den Schülern im Kontrast zur Muttersprache die abweichenden Strukturen bewusst. Der Rhetorikunterricht zeigte etwa am Beispiel der Reden Ciceros die Möglichkeiten der politischen Beredsamkeit; im Deutschunterricht wurde eine Reihe von Tropen und Figuren vermittelt und eine komplexe Satzverknüpfung eingeübt. Die Methode der Dialektik wurde an platonischen Dialogen erarbeitet und mit ihr Grundkenntnisse im philosophischen Denken erprobt. Der Lektürekanon berücksichtigte alle wichtigen Gattungen, die Lyrik, das Drama und die Epik, aber auch Geschichtsschreibung und Philosophie. Die Stoffe waren teils mythischer, teils historischer Herkunft; die Schüler erhielten Gelegenheit, sich diese Inhalte nicht nur aus Lehrbüchern, sondern vor allem durch die Beschäftigung mit den Quellen anzueignen.

Storm wurde während seines Aufenthalts an dieser Schule vor allem von fünf Lehrern unterrichtet, dem Rektor Peter Friedrichsen (1790–1873), dem Konrektor Georg Heinrich Kuhlmann (1775–1851, Konrektor 1811–1838), dem Subrektor Johann Christian Fabricius (1778–1849, Subrektor 1811–1830), dem Kollaborator und späteren Subrektor Hans Heinrich Lohse (1798–1879) und dem Kollaborator Karl Heinrich August Wolff (1802–1851).

Viel stärker als durch den Deutschunterricht mit zwei Stunden in Sekunda und nur einer Stunde in Prima wurde die Sprachkompetenz der Schüler im altsprachlichen Unterricht geprägt. In den beiden Oberklassen wurden acht Wochenstunden Latein unterrichtet und vier (Sekunda) bzw. fünf (Prima) Stunden Griechisch. Storm und seine Klassenkameraden lasen während seiner Husumer Schulzeit folgende griechische und lateinische Autoren:³¹

Cornelius Nepos: Das Leben des Atticus, Thrasybul, Conon, Dion, Iphikrates, Chabrias, Thimotheus, Datames, Leben des Epaminondas, Pelopidas, Agesilaus, Eumenes, Phocion, Timoleon, Hamilcar und Leben des Hannibal
Phädrus: Äsopische Fabeln

Cicero: Rede für Milo, Rede für den M. Marcellus, Rede für den Q. Ligarius, Rede für den König Dejotarus, Rede für den Roscius aus Ameria, Rede für die Manilische Bill [De lege Manilia], Vier Catilinarische Reden, Rede für den Dichter Archias, Rede für den Milo, Über die Pflichten, Über das Alter, Gespräche in Tusculum; Das Wesen der Götter

Terenz: Andria, Phormio

Ovid: Metamorphosen

Cäsar: Über den Gallischen Krieg, Über den Bürgerkrieg, Über die Alexandrischen Kriege

Horaz: Episteln, Oden, Epoden

Livius: Geschichte seit der Gründung der Stadt Rom

Homer: Ilias, Odyssee

Lucian: Totengespräche, Göttergespräche

Plutarch: Leben des Agesilaus

Xenophon: Agesilaus

Sophokles: König Oedipus, Oedipus auf Colonos, Antigone, Philoktetes

Euripides: Phönizerinnen

Der erstaunlich umfangreiche Lektürekanon, der im Griechisch- und Lateinunterricht erarbeitet wurde, vermittelte über die bloße Technik des Übersetzens und Nachbildens antiker poetischer Formen hinaus ein vielschichtiges Bild von kulturgeschichtlichen Prozessen vornehmlich der antiken Hochkulturen im Einflussbereich Griechenlands und Roms. Im Schulprogramm 1833 führt der Husumer Rektor Peter Friedrichsen zum Problem der Übersetzung in die Muttersprache aus:³²

Die Uebersetzung dient zunächst mit zum Beweise, daß das Einzelne und das Ganze von dem Schüler richtig verstanden worden sei, und soll überhaupt einen möglichst treuen Abdruck des Originals in der Muttersprache enthalten. Daher schließt sie sich selbst in der Form und Darstellung so genau an das Original an, als der oft abweichende Geist der Muttersprache dieses gestattet. Nur bei Dichterwerken muß sie darauf Verzicht leisten, auch in derselben dichterischen Form den Dichter wiedergeben zu wollen. Wo aber der verschiedene Geist der Sprache eine Abweichung nothwendig macht, da muß die Schule dies natürlich auch erlauben, da sie die Gesetze der Muttersprache unter keiner Bedingung verletzen darf. Aufmerksam kann und soll sie auf diesen verschiedenen Geist der Sprachen machen; ja sie darf sich in besonders schwierigen Stellen vorläufig eine selbst auf Kosten der Muttersprache an das Original sich anschmiegende Uebersetzung geben lassen, läßt sich wol gar mit Fleiß eine solche Uebersetzung geben, um dadurch den Schülern das Verständniß einer schweren Stelle zu erleichtern; aber sie darf sich doch nicht damit begnügen, sie muß doch zuletzt das Ganze in eine Form gießen, wie sie der Geist unserer Muttersprache erfordert.

Auch wenn Friedrichsen der Übersetzung aus den Alten Sprachen das Primat einräumt und sich gegen eine Nachahmung der dichterischen Form ausspricht, belegen die damals im Unterricht verwendeten Grammatiken, dass es in der Unterrichtspraxis anders aussah. Der Nachahmung antiker Dichtung in der Muttersprache wurde in der Tradition von Rhetorikübungen eine herausragende Bedeutung zugemessen; dies wird auch in den Hinweisen auf die Unterrichtsmethodik in den jährlichen Schulprogrammen bestätigt. Friedrichsens methodische Ausführungen müssen vor dem Hintergrund des Bildungsauftrags gesehen werden, der in den Vorschriften der „Allgemeinen Schulordnung“ von 1814 im Kontext eines neuhumanistischen Bildungsideals formuliert wurde; der Hauptzweck der Gelehrtenschule bleibt „die Vorbereitung und Bildung der studirenden Jugend für die Universität“. Dies geschah vor allem durch den Unterricht in Religion, den gelehrten und lebenden Sprachen sowie den Künsten und Wissenschaften und sollte nach § 18 durch „Uebungen der Schüler im Reden, Schreiben, Declamiren“ trainiert werden. Als Schülerarbeiten werden genannt: „Aufsätze in der Deutschen Sprache, lateinische Sprachübungen durch schriftliche Uebersetzungen ins Deutsche, Rückübersetzungen

ins Lateinische, eigene lateinische Aufsätze“, durch die „Anwendung der Prosodie“ und durch Deklamationsübungen.³³

Von Storm hat sich eine Reihe von Gedichten erhalten, die als Fortsetzungen von Hausaufgaben angesehen werden müssen, denn sie lassen sich von den behandelten Themen her alle auf Lektüren im Sprachunterricht zurückführen, von denen sich zum großen Teil die damals benutzten Bücher in der Bibliothek der Husumer Gelehrtenschule noch nachweisen lassen. In den Gedichten zeigt Storm seine Beherrschung der Gesetze der Prosodie, also der Lehre von den Akzenten und vom Versbau, die im Latein- und Griechischunterricht eingeübt und durch Nachahmung antiker Dichtungen angewendet wurde. Darüber hinaus sind sie Zeugnisse für seine anspruchsvolle Auseinandersetzung mit der Dichtungstheorie der Antike.³⁴ Aber nicht nur der spätere Dichter hat sich als Schüler an der Poesie versucht, auch einige seiner Schulkameraden schrieben Gedichte und Dramen. Diese Texte sind verloren, nur die Poesie aus der Feder von Christian Ulrich Beccau blieb erhalten, weil der Buchdrucker Heinrich August Meyler einige „Gedichte“ im „Husumer Wochenblatt“ veröffentlichte und sie 1836 in Buchform herausgab. Es enthält 105 meist längere Texte in konventioneller Manier zu den Themen Liebe, Lust und Leid, Abschied und Tod sowie einige Balladen. Beccau variiert formal durchaus gekonnt die populären Muster der Lyrik des Rokoko in oft scherzhafter Form mit immer denselben Bildern von Rosen, Täubchen, Sängern und Gräbern. Im Unterschied dazu hat Storm bei seinen nachahmenden Versuchen der Anakreontik jeweils nur wenige Varianten einzelner Gedichttypen produziert.

Storms im Anschluss an den Unterricht entstandene Gedichte setzen eine Tradition fort, die bis in die Goethezeit hinein als vorbildhaft für die Dichtkunst galt und für die er Beispiele in der Lyrik der Vertreter des Göttinger Hainbundes fand wie Johann Heinrich Voß, Gottfried August Bürger und Matthias Claudius. Im Deutschunterricht lernte er stilistische und kompositorische Fertigkeiten, deren Anwendung ihren Ausdruck in mehreren Jahrmarktschilderungen fand, die der 16- bzw. 17-jährige Schüler sogar in Wochenblättern veröffentlicht hat. Sie zeichnen sich durch komplexe Satzperioden aus, deren Teile einander grammatisch, logisch und rhythmisch wie die Glieder eines Organismus bedingen. Dies ist nach damaliger Auffassung die sprachliche Voraussetzung der Dichtung; sie überzeugt nur dann, wenn ein Gedanke sie fest umspannt und wenn die Neben- und Unterordnungen ein zuverlässiges Abbild der durchdachten und in sich geordneten Ausschnitte aus einer geistigen Welt entwerfen. Die in der Schule nach Dispositionen ausgeführten Aufsätze wurden nach diesen Mustern angelegt und von Storm auch für seine ersten veröffentlichten Texte angewendet.

Storm verließ gemeinsam mit seinem Freund Ohlhues die Husumer Gelehrtenschule im Herbst 1835, um für drei Semester das Katharineum in Lübeck zu besuchen. Rektor Friedrichsen stellte den beiden folgendes Zeugnis aus:

Hans Theodor Woldsen Storm aus Husum und Johann Peter Ohlhues aus Hattstedt, die zur Vollendung ihrer Schulstudien das Gymnasium in Lübeck zu besuchen gedenken, haben vor ihrer Abreise mich um ein Zeugnis gebeten.

Ich bezeuge ihnen daher, daß sie sich, solange sie die hiesige Schule besucht haben, durch Fleiß und durch ihr sittliches Betragen meine volle Zufriedenheit erworben haben und daß ich für den glücklichen Fortgang ihrer ferneren Studien nicht nur die besten Wünsche hege, sondern auch zu guten Erwartungen mich berechtigt glaube.

Sie sind von Natur mit guten Anlagen ausgerüstet und haben sich durch ihren Fleiß gute Kenntnisse in den gewöhnlichen Schulwissenschaften, namentlich in den Alten Sprachen, erworben. Mögen Sie denn durch fortgesetzten Fleiß und ferneres gutes Betragen sich der Liebe ihrer künftigen Lehrer in eben dem Grade würdig zeigen, wie sie sich die meinige zu erwerben gewußt haben.

Husum, den 30. September 1835.

gez. P. Friedrichsen, Rektor.³⁵

Storm hat diesen Wechsel später damit begründet, dass sein Vater der Ansicht gewesen sei, die Qualität des dortigen Gymnasiums sei besser. Neuere Forschungen haben ergeben, dass das Niveau des altsprachlichen Unterrichts an beiden Schulen gleich gewesen sein muss; dies belegen auch zwei Gedichte³⁶ über den Cäsarmörder Brutus, deren Anregungen bereits aus dem Griechisch-

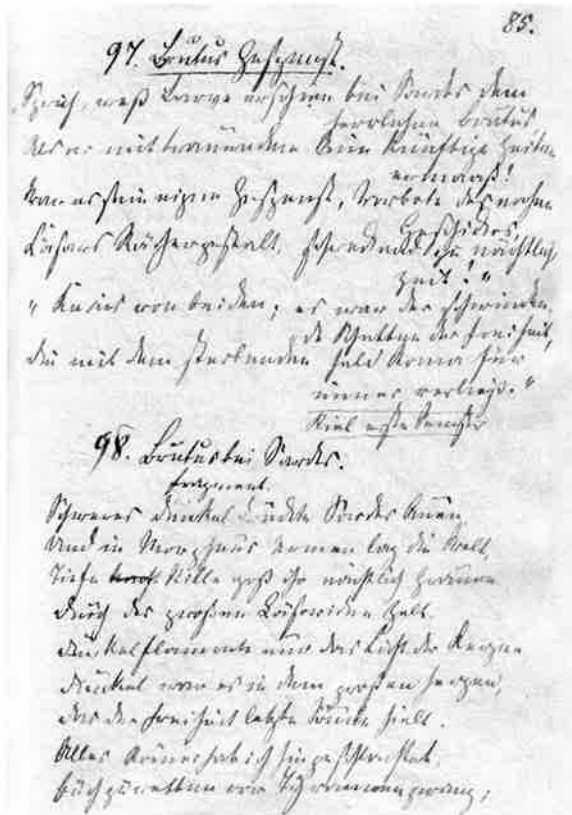


Abb. 4: Theodor Storms „Brutus“-Gedichte in der Sammelhandschrift „Meine Gedichte“ (Storm-Archiv Husum)

unterricht an der Husumer Gelehrtenschule stammen, wo neben anderen Autoren auch Texte von Plutarch gelesen wurden.

Brutus bei Sardes Fragment

Schweres Dunkel drückte Sardes Auen,
Und in Morpheus Armen lag die Welt,
Tiefe Stille goß ihr nächtlich Grauen
Durch des großen Cäsariden Zelt.
Dunkel flammte nur das Licht der Kerzen
Dunkel war es in dem großen Herzen,
Das der Freiheit letzte Säule hielt.

„Alles[,] Römer[,] hab ich hin geschlachtet,
Euch zu retten vor Tyrannenzwang;
Alle Bande hab ich nichts geachtet,
Die um mich das Leben freundlich schlang.
Doch die Freiheit stirbt im Sturm der Zeiten;
Römer gegen Römer blutig streiten;
Und der Kampfpfeil ist des Brutus Haupt.

Mag ein Sklavenjoch für andre passen;
Brutus hat die Freiheit kühn gesucht;
Doch das Vaterland hat mich verlassen,
Doch das Vaterland hat mir geflucht.
Und doch, Cäsar, doch – du mußtest fallen,
Warnend Beispiel Roms Tyrannen allen,
Teures Opfer für die Republik.

Wenig zählts nur noch der bangen Stunden,
Daß zum schweren Kampf der Morgen winkt.
Einmal nur sei Roma überwunden
Daß sie nicht in ew'ge Trümmer sinkt.
Wehe wenn die Tapfern unterliegen!
Götter, Sieg! Nur einmal laßt mich siegen;
Denn mit Brutus fällt die Republik.“

Schwerer Ahndung Schauer macht ihn beben,
Unstet flackerte der Kerzen Schein;
Und der Zeiten Schreckgebilde weben
Finstern sich in wache Träume ein.
Bleiche Larven tauchen auf und schweben
Und es bricht ein still gespenstisch Leben
Durch die stumme Mitternacht herein.

Brutus['] Gespenst

„Sprich, weiß Larve erschien bei Sardes dem herrlichen Brutus,
Als er mit trauerndem Sinn künftige Zeiten ermaß?

War es sein eigen Gespenst, Vorbote des nahen Geschickes,
Cäsars Rächergestalt, schreckend zu nächtlicher Zeit?“

„Keins von beiden; es war der schwindende Schatten der Freiheit,
Die mit dem sterbenden Held Roma für immer verließ.“

Der griechische Schriftsteller Plutarch wurde um 46 nach Chr. in Chaironeia (Böotien) geboren; er starb nach 119. In den 46 „Bioi paralleloi“ (Parallelbiographien) stellt er 23 Paare von je einem berühmten Griechen und einem berühmten Römer zusammen; in der Regel schließt er ein Biographienpaar mit einer Synkrisis ab, einem zusammenfassenden Vergleich. Außerdem sind vier allein stehende Biographien überliefert.

Storm hat sich als Primaner in Husum seit dem Schuljahr 1834/35 mit Plutarch beschäftigt. Im Unterricht bei Rektor Friedrichsen lernte er die Lebensbeschreibung des Spartanerkönigs Agesilaos (lat. Agesilaus) kennen,³⁷ der von 444 bis 360/59 v. Chr. lebte und seit 399 König war. Schon der ihm befreundete Xenophon schildert ihn in seiner Schrift „Agesilaos“ als Vorbild eines Herrschers. Das Schulprogramm für das Schuljahr 1834/35 ist nicht mehr vorhanden; dass die Schüler aber auch Auszüge aus Plutarchs Parallelbiographien gelesen haben, lässt sich an zwei Schulausgaben ablesen, die während Storms Schulzeit an der Gelehrtenschule in Gebrauch waren.³⁸ Diese Ausgaben enthalten den griechischen Originaltext mit einigen philologischen Erläuterungen und wurden laut Schulprogrammen im Unterricht sowohl ins Lateinische als auch ins Deutsche übertragen. Die Schüler fanden auch deutsche Übersetzungen von Plutarchs römischer Geschichte in der Schulbibliothek; die Bände mit den Lebensbildern von Cäsar und Brutus³⁹ sind im selben Zeitraum mehrfach entliehen worden. Storm hat 1834, wie sein Namenseintrag belegt, den Band mit der Schilderung des Lebens von Brutus gelesen. Dort fand er folgende Beschreibung der berühmten Szene, die er seinen Gedichten zugrunde legte:⁴⁰

Als er nun in Begriff war, die Armee nach Europa zu überführen, wurde sein Zelt tief in der Nacht nur von einem schwachen Lichte erhellt, und im ganzen Lager herrschte eine allgemeine Stille. Brutus, der mancherley zu überlegen hatte und in Gedanken vertieft war, glaubte Jemanden herein treten zu hören. Er sah also nach dem Eingange hin und erblickte eine seltsame fürchterliche Gestalt von ungeheurer Größe, die schweigend neben ihm stand. Doch hatte er das Herz zu fragen: „Wer bist du? ein Mensch oder ein Gott? in welcher Absicht kommst du zu uns?“ Die Erscheinung antwortete: [„]Ich bin, Brutus, dein böser Genius, bei Philippi wirst du mich wieder sehen.“ Ohne sich zu entsetzen, erwiderte Brutus: „Gut ich werde dich sehen.“

Für die weiteren Ausführungen ist es erforderlich, sich mit dem Stoff vertraut zu machen, den Storm und seine Klassenkameraden in der Prima der Husumer

Gelehrtenschule kennengelernt haben. Marcus Junius Brutus, geb. 85 v. Chr., gest. im Herbst 42, schloss sich der Verschwörung an, der Cäsar am 15. März 44 erlag, verhinderte aber die von den andern Verschworenen verlangte gleichzeitige Ermordung des Antonius, der bei der öffentlichen Leichenfeier zu Ehren Cäsars das Volk so sehr aufreizte, dass die Mörder Rom verlassen mussten. Nach mehrmonatiger Unentschlossenheit ging Brutus in die ihm noch von Cäsar zugesprochene Provinz Makedonien, gewann dort die Truppen für sich und vereinigte sich mit Cassius zum Kampf gegen die Triumvirn bei Sardes, der Hauptstadt des alten Lydien, im westlichen Kleinasien. Als dann Antonius und Oktavian gegen die vom Senat geächteten Republikaner im Osten auszogen, kehrten beide nach Makedonien zurück und sammelten ihr Heer in der Ebene von Philippi, wo auch die Triumvirn im Herbst 42 eintrafen. Während Brutus den Oktavian besiegte, wurde Cassius von Antonius geschlagen und tötete sich selbst, da er alles für verloren hielt. Etwa 20 Tage später zwang Antonius den Brutus zu einer zweiten Schlacht und schlug ihn; Brutus floh und stürzte sich in das Schwert seines Vertrauten Strato. Während der Kaiserzeit wurde er in den Rhetorenschulen als letzter Republikaner gefeiert und mit großen Tugenden ausgestattet. Plutarch schildert Brutus als Inbegriff des verantwortungsvollen römischen Familienvaters und Politikers. Sowohl in seiner Schrift „Brutus“ als auch in der „Vergleichung des Dion mit dem Brutus“⁴⁴¹ entfaltet Plutarch Charakter und politisches Ethos des Cäsar-Mörders, den er als unbestechlichen Verteidiger der römischen Republik feiert. Dem griechischen Biographen ging es weniger um politische Ursachen und Zusammenhänge als vielmehr um die Schilderung großer Menschenbilder, die eine moralische und pädagogische Wirkung auf den Leser haben sollten.

Die in der klassischen Geschichtsschreibung greifbaren Tendenzen kann man auch in Storms Gedichten wiederfinden. Storm bezeichnet Brutus als den „großen Cäsariden“ und nimmt damit ein legendäres Attribut auf, das von dem überlieferten Ausruf des sterbenden Cäsar „Auch du, mein Brutus!“ (so bei Shakespeare, „Julius Cäsar“) und dem griechischen Wort „Auch du, mein Kind?“ (bei Sueton und Cassius Dio) abgeleitet wurde. Schon dieser Hinweis ruft bei Kennern der römischen Geschichte in Erinnerung, dass Cäsar den Brutus wegen seiner herausragenden moralischen Qualität und seiner politischen Fähigkeiten zum engsten Mitarbeiter erwählt hat.

Mit dem Bild der nächtlichen Erscheinung und Warnung des Cäsarmörders nimmt Storm das dramatischste aller mit Brutus Schicksal verbundenen Motive auf und stellt es in den Mittelpunkt eines Heldenepos, dessen Aussage durch die Gegensatzpaare *Freiheit – Sklaverei* und *Republik – Tyrannei* bestimmt wird. Das Gedicht gerät Storm zum Appell für die politische Freiheit. Der hohe Redeanteil – in drei der fünf Strophen rechtfertigt Brutus seine Tat als Pflicht, die ihn alle menschlichen Beziehungen zu Cäsar hinter die politische Notwendigkeit zurückzustellen zwang – führt ihn uns dennoch als von Gewissensqualen und -zweifeln heimgesuchten, verantwortungsvollen Menschen vor. Storm wählt fünfhebige Trochäen, um die Bedeutung und Schwere des Vorgangs darzustellen. Und er bedient sich eines komplexen Reimschemas mit dem Wechsel von Kreuzreim und Paarreim sowie einer siebten Zeile ohne Reimpaar, mit

Hilfe derer er den jeweiligen Gedanken abschließt. Die fünfte Strophe fügte er erst in Lübeck hinzu. In ihr dominiert das Numinöse und verleiht dem Gedicht einen unheilswangeren Ausgang, der in einen Gegensatz zu dem Bild in der ersten Strophe gerät, in dem der Held „der Freiheit letzte Säule“ in seinem Herzen hält. In die zu Beginn konstatierte Dunkelheit des Herzens bricht nun am Schluss das drohende „Schreckgebilde“ in „wache Träume ein“ und mahnt an den bevorstehenden Tod. Vielleicht war es dieser Gegensatz, der Storm anregte, zu diesem Text ein zweites Gedicht zu schreiben, „Brutus Gespenst“. In diesem sechszeiligen Werk benutzt er nun den hochdramatischen Hexameter für einen reimlosen Dialog zwischen zwei ungenannten Sprechern. Der eine fragt, ob die „Larve“, die dem Brutus erschien, sein eigenes Gespenst, also sein schlechtes Gewissen, oder „Cäsars Rachegehalt“ war. Der andere weist energisch beide Möglichkeiten zurück und rechtfertigt den in der ersten Strophe als „herrlichen Brutus“ bezeichneten noch einmal, indem er die Gespenstererscheinung nicht als Eingriff höherer Mächte deutet, sondern als „schwindende[n] Schatten der Freiheit“ bezeichnet.

Dieses Motiv fand Storm bei Plutarch, der im 27. Kapitel seines „Brutus“ das unmittelbar an die Erscheinung anschließende Gespräch mit Cassius wiedergibt, in dem dieser seinen erregten und deprimierten Freund u. a. mit folgenden Worten beruhigt:⁴² „Daß es Genien gibt, ist eben nicht wahrscheinlich, noch wenn es welche gibt, daß sie menschliche Gestalt und Stimme haben, und sich ihre Macht bis auf uns erstrecke; wie ich wohl wünschen möchte, damit wir uns nicht bloß auf so viele Waffen, Pferde und Schiffe zu verlassen brauchen, sondern auch auf die Hilfe der Götter rechnen können, da wir bey der gerechtesten und rühmlichsten Unternehmung Anführer sind.“ In der letzten Zeile schließlich wird Brutus noch einmal als „Held“ gefeiert, der gemeinsam mit dem Schatten der Freiheit „Roma“, die Allegorie der Republik, verlässt.

Viele in der Husumer Schule thematisierte Gestalten aus der griechischen und römischen Geschichte repräsentieren gesellschaftliche Tugenden wie charakterliche Integrität im Umgang mit Familien und Freunden sowie politische Einstellungen, deren Grundlagen republikanische und demokratische Überzeugungen waren. Über die athenische Demokratie wurden im Unterricht folgende Werte vermittelt, die bedeutende Staatsmänner und Philosophen verkörpert haben: Freiheitsliebe, Gesetzestreue und Seelenstärke. Diese Wertbegriffe werden in einem Teil der klassischen Texte des gymnasialen Literaturkanons mit folgenden Leitlinien verknüpft: Arbeit, Wettkämpfe, Feste, Weltoffenheit, Liebe zur Kunst und zum Geist, Reichtum im Dienst der rechten Tat, Überwindung der Armut durch Anspannung der eigenen Kräfte, Sorgfalt im Haus- wie im Staatswesen, Pflege uneigennütziger Freundschaft und ungezwungener Selbstverwirklichung.⁴³

Storm hat sich zu dieser Zeit auch mit Lessings berühmter Verteidigung des Horaz auseinandergesetzt; er bekräftigt sein politisches Verständnis der Rolle des Brutus nachdrücklich in einem Kommentar zu den „Rettungen des Horaz“⁴⁴, in denen Lessing ausführt: „Man weis, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey auf-

halten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, dem Pompejus Varus, erinnert: *Tecum Philippos, & ce-
le-rem fugam / Sensi, relicta non bene parmula, / Cum fracta Virtus & minaces /
Turpe solum tetigere mento.*⁴⁴⁵ Storm merkt dazu an: „Vielleicht ist der Aus-
druck ‚relicta non bene parmula‘ ganz einfach und allgemein vom ‚Aufgeben
des Kampfes für die Freiheit der sinkenden Republik‘ zu verstehen, und wie die
beiden nächstfolgenden Verse ein Seufzer, der sich ihm bei der Erinnerung an
jene Zeit aufdrängt.“⁴⁶

Aus solchen Quellen speiste sich das keimende politische Bewusstsein Storms und seiner Freunde während der Schulzeit und entfaltete sich neben einem produktiven Verhältnis zu den schönen Künsten während der Studienzeit in Kiel vor allem durch den Kontakt zu Theodor Mommsen, dessen schulische Bildung am Christianeum in Altona auf dem gleichen pädagogischen Fundament ruht. Dass Storm „unpolitisch“ sozialisiert wurde, wie von Stormforschern im 20. Jahrhundert immer wieder behauptet wurde, wird schon dadurch widerlegt, dass sein Vater Mitglied der schleswigschen Provinzial-Ständeversammlung war, die nach dem Gesetz vom 15. Mai 1834 in den Herzogtümern unter dem Eindruck der französischen Julirevolution durch Friedrich VI. eingerichtet wurde. Dass dies eine unwillige Konzession des dänischen Königs war, kann man in den Beiträgen des Husumer Wochenblatts aus diesem Zeitraum zwischen den Zeilen lesen. Diese Entwicklung wurde ganz sicher von Storm und seinen Freunden in der Prima der Gelehrtenschule aufmerksam verfolgt und mit den Lehrern diskutiert;⁴⁷ die Frage nach der Gestaltung eines zukünftigen deutschen Nationalstaates bleibt von nun an auf der Tagesordnung. Aus einigen Dichtversuchen dieses Zeitraums lässt sich erkennen, woher Storm seine republikanischen und demokratischen Ideen bezogen hat, die mehr waren als bloße Schülerschwärmereien und die sein Denken und Handeln in den folgenden Jahrzehnten bestimmen sollten, denn sie regten ihn nicht nur zu gesellschaftskritischen Gedichten und Novellen an, sondern waren auch der Motor für sein politisches Engagement während der bürgerlichen Revolution von 1848/49. Der Einfluss seiner Lehrer auf diese Entwicklung ist bisher nicht angemessen gewürdigt worden, sicher hat in seinen letzten Husumer Jahren Peter Friedrichsen eine wichtige Rolle bei der Vermittlung republikanischer Ideale gespielt. In Lehrern wie ihm lebte das Ethos der athenischen Demokratie weiter und konnte die hellenistische Gedankenwelt kontinuierlich fortwirken. Griechen und Römer verband ein starker Freiheitswille, der sich in der Überwindung der auf Gewalt beruhenden Adels Herrschaft manifestierte und in Verbindung mit der Bereitschaft des Einzelnen, sich für das gemeinsame öffentliche Wohl aufzuopfern, zur Grundlage auch der *res publica* wurde. Folgende zentrale Wertbegriffe lassen sich in klassischen Texten der römischen Literatur finden: Freundschaft, Eintracht, Besonnenheit, Beständigkeit, Ruhm, Ehre, Fleiß, Unbestechlichkeit, Rechtschaffenheit, Sorgfalt, Einsicht, Bescheidenheit, Achtung und Würde.

Einen unmittelbaren Ausdruck fanden diese Ansichten in Storms couragier-tem Verhalten während der Schleswig-Holsteinischen Erhebung, als er für die

von Theodor Mommsen redigierte „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ kritische Korrespondentenberichte aus Husum verfasste, in denen er aus seiner adelskritischen und demokratischen Orientierung keinen Hehl machte. Nach der Niederlage der provisorischen Regierung nahm er dann – ganz in der Nachfolge seiner antiken Vorbilder – die persönlichen Konsequenzen auf sich und wählte mit seiner Familie für mehr als zehn Jahre das beschwerliche preußische Exil. Tragisch war, dass sich nach seiner Rückkehr in die Heimat im Jahre 1864 die Hoffnungen auf eine demokratische Umgestaltung der deutschen Gesellschaft und auf eine deutsche Republik wegen der preußischen Hegemonialpolitik endgültig zerschlugen; in dieser Hinsicht musste Storm drei Jahrzehnte nach seiner Schulzeit die Erfahrung vieler Dichter des Vormärz teilen.

In das Rektorat Friedrichsen fiel auch die 300-Jahrfeier der Gelehrtenschule im Jahre 1827, die von der Schule mit den Michaelisreden verbunden wurde, da von der Stadt Husum keine finanzielle Unterstützung gewährt wurde. Die Reden wurden diesmal im Königssaal des Schlosses vor Husum gehalten. Friedrichsen hat Material zur Geschichte der Schule in einigen seiner Beiträge zu den Schulprogrammen beigetragen und damit viele Details für die Nachwelt bewahrt.⁴⁸

Im Schulprogramm 1838 verabschiedet er sich von seinem Amt:⁴⁹

Mit Wehmut ergreife ich noch einmal die Feder, um von Husum und der Schule Abschied zu nehmen. Ein und zwanzig Jahre habe ich hier verlebt und mich glücklich gefühlt. Mit dem innigsten Dank werde ich stets an die Liebe und Freundschaft zurückdenken, die ich hier genossen habe. Auch aus der Ferne wird das Wohl Husums und der Schule, an der noch immer mein Herz hängt, mein sehnlichster Wunsch bleiben. So lebet denn wohl, Ihr, die ich meine Freunde nennen darf, und Ihr, meine geliebten Schüler, und gedenket auch bisweilen eures nun bald entfernten Freundes und Lehrers!

In dem Jahrzehnt nach dem Ausscheiden Friedrichsens wurde auch in der Öffentlichkeit mehrfach die Fortführung der Reform der Gelehrtenschule gefordert, da neben dem Ausbau der Infrastruktur auch das Bildungswesen in den Herzogtümern modernisiert werden sollte. Die Ansätze hierzu konnten wegen der Ereignisse während der Schleswig-Holsteinischen Erhebung nicht mehr verwirklicht werden.

Betrachtet man, was aus einigen Schülern geworden ist, die während Friedrichsens Rektorat die Husumer Gelehrtenschule besucht haben, so wird deutlich, dass dieser Mann trotz seines eher zurückhaltenden und bescheidenen Auftretens eine ganze Generation prägte, die neben Theodor Storm in ihrem späteren Leben Bedeutendes geleistet hat. Ich erwähne nur elf Männer aus dem Freundeskreis des Dichters, deren Biographien exemplarisch für viele der Absolventen dieser Jahre sind:⁵⁰

Christian Ulrich Beccau (1809–1867) aus Friedrichstadt; Vater: Carl Beccau, Chirurg in Friedrichstadt; Schüler an der Husumer Gelehrtenschule seit Ostern 1825; Studium der Jurisprudenz in Kiel; 1838 Untergerichtsadvokat in Husum; 1842 Notar; musste Husum 1848–1850 wiederholt beim Anrücken dänischen Militärs verlassen, kehrte endgültig 1851 zurück und erhielt seine Bestallung als Rechtsanwalt erst 1855 wieder; Verfasser einer Geschichte Husums

Jakob Petersen Blumensaat (1811–1883) aus Osterhusum; Vater: Landmann; Husumer Gelehrtenschule ab Ostern 1825; Abgang Ostern 1834, Studium der Theologie in Kiel, 1858 Pastor in Dagebüll, 1871 in Översee, 1880 i. R.

Ernst Simon Heinrich Friedlieb (1815–1866) aus Husum; Vetter von Storm, Vater: Stadtphysikus; Schüler an der Husumer Gelehrtenschule bis Ostern 1834; 1835 Studium in Kiel, Dr. jur., Amtssekretär in Rendsburg, 1848 Privatdozent, 1864 a.o. Prof. in Kiel

Albert Julius Ferdinand Henrichsen (1814–1890) aus Schwesing; Schüler an der Husumer Gelehrtenschule von Ostern 1827 bis Michaelis 1833, seit 1834 Studium in Kiel, 1839 Adjunkt in Flensburg, 1840 Kollaborator, 1848 Konrektor in Schleswig, 1855 2. Lehrer, 1859 1. Oberlehrer in Altona; 1882 i. R.

Christian Albrecht Klander (1817–1874) aus Husum; Vater: Gerber; Husumer Gelehrtenschule von Michaelis 1826 bis Ostern 1834, dann Christianeum in Altona, seit Herbst 1835 Student in Kiel, Lehrer an der Gelehrtenschule Plön (1841–1874)

Wilhelm Heinrich Koopmann (1814–1871); Husumer Gelehrtenschule bis Ostern 1834, Student der Theologie in Kiel, 1855 Bischof von Holstein

Karl Friedrich Emil Krebs (1815–1897) aus Bredstedt; Vater: Deichinspektor, Schüler an der Husumer Gelehrtenschule bis Michaelis 1836; seit Herbst 1836 Studium in Kiel, Advokat in Bredstedt

Johann Lorenz Heinrich Kuhlmann (1817–1900) aus Husum; Vater: Georg Heinrich K., Konrektor an der Husumer Gelehrtenschule (1811–1838); praktizierte als Arzt von 1843 bis 1886 in Husum

Theodor Hermann Johannes Lüders (1823–1858) aus Schleswig; Vater: Etatsrat und Regierungsmitglied in Schleswig, besuchte die Husumer Gelehrtenschule bis Michaelis 1842 und begann Ostern 1843 sein Jurastudium in Kiel. Er sammelte Sagen aus der Umgebung von Schleswig. Nach seiner Beteiligung am schleswig-holsteinischen Aufstand als oberster Militärrichter und einer kurzen journalistischen Tätigkeit bei der „Deutschen Reichszeitung“ in Braunschweig wanderte er 1853 nach Amerika aus.

Johannes Mathias Peter Ohlhues (1815–1883); Sohn des Pastors in Hattstedt; Husumer Gelehrtenschule bis Herbst 1835, dann mit Storm auf dem Lübecker Katharineum, seit 1837 Studium der Theologie in Kiel, 1841 zweites Predigerexamen, seit 1847 Lehrer in Dockenhude, seit dem 23. März 1849 Prediger in Olderup; Mitunterzeichner der Erklärung schleswig-holsteinischer Geistlicher vom 29. August 1849, Entlassung im Dezember 1850, seit 1851 Prediger in Duisburg

Georg Friedrich Rittel (1819–1850) aus Husum; Vater: Kaufmann; Schüler an der Husumer Gelehrtenschule bis Michaelis 1839, 1840 Studium der Theologie in Kiel, Hauslehrer in Karby (Schwansen) in der Nähe von Kappeln. Wurde bei Idstedt (24./25. Juli 1850) schwer verwundet und starb am 26. September 1850 in einem Lazarett auf Schloss Gottorf.

Abbildungsnachweis: Abb. 1–4: Storm-Archiv, Husum

Anmerkungen

- 1 „Zerstreute Kapitel“, in: Theodor Storm. Sämtliche Werke in vier Bänden, hrsg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Bd. 4, Frankfurt am Main 1988, S. 157–262, darin S. 159–174; „Der Amtschirurgus – Heimkehr“, Zitat: S. 164 ff. Der Band wird im Folgenden zitiert als „LL 4“.
- 2 „Als ich mit 17 Jahren von der schlechten Husumer Schule nach Lübeck kam, rief mein Freund Röse mir einmal zu: ‚Du bist noch geistig tot! Wach auf! Du denkst nicht!‘“; Theodor Storm – Constanze Esmarch. Briefwechsel (1844–1846), hrsg. von Regina Fasold, 2 Bde, Berlin 2002, hier Bd. 2, S. 245, Brief vom 4.4.1846.
- 3 Beilage zum Brief an Ada Christen vom 2.3.1873; Theodor Storm. Briefe, hrsg. von Peter Goldammer, 2 Bde, 2. Aufl. Berlin 1972, hier Bd. 2, S. 60.
- 4 Meine Erinnerungen an Eduard Mörike; LL 4, S. 470.
- 5 Entwürfe einer Tischrede (1); LL 4, S. 487 f.
- 6 Gertrud Storm: Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens, Bd. 1: Jugendzeit, Berlin 1912, S. 130. Als Quellen dienten ihr neben Erinnerungen von Zeitgenossen ihres Vaters vor allem die erste Biographie Storms von Paul Schütze: Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung, Berlin 1887.
- 7 Vergl. Karl Ernst Laage, Theodor Storms Lübecker Zeit, in: Theodor Storm im Film. Die Kino- und Fernsehverfilmungen seiner Werke, Lübeck 1987, S. 76–82. – Walter Zimorski: „Die Tore einer neuen Welt“. Theodor Storms Bildungserlebnis in Lübeck, in: Der Wagen. Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft, Lübeck 2002, S. 202–309.
- 8 Franz Stuckert, Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk, Tübingen 1952, S. 13. – Hartmut Vinçon, Theodor Storm in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1972, S. 18. – Georg Bollenbeck, Theodor Storm. Eine Biographie, Frankfurt am Main 1988, S. 41. – Horst Joachim Frank, Theodor Storm, in: H. J. F., Literatur in Schleswig-Holstein, Bd. 3.1, Neumünster 2004, S. 517–704, hier S. 519.
- 9 Gerd Eversberg, Theodor Storm als Schüler. Mit vier Prosatexten und den Gedichten von 1833 bis 1837 sowie sechs Briefen, Heide 2006.
- 10 Gerd Eversberg, Neues zu Storms frühen Schreibexperimenten. Mit den frühesten Briefen Storms und einem bisher unbekanntem Prosatext aus dem Jahre 1835, in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 54 (2005), S. 27–63.
- 11 Gerd Eversberg, Storms erste Gedichtveröffentlichungen, in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 41 (1992), S. 45–49.
- 12 Was damals in der Schule vermittelt wurde und wie diese Lernerfahrungen die Entwicklung des jungen Storm beeinflusst haben, erhellen bisher wenig beachtete Dokumente im Husumer Storm-Archiv und vor allem im Archiv der Hermann-Tast-Schule, der früheren Gelehrtenschule, in der auch die historische Schulbibliothek aufbewahrt wird, die eine Fülle von Zeugnissen über den Unterricht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts enthält.
- 13 Ausführlich bei Gerd Eversberg, Theodor Storm als Schüler, wie Anm. 9.
- 14 Zit. nach dem Kommentar von Dieter Lohmeier in LL 4, S. 666.
- 15 Ernst Möller, Geschichte des Hermann-Tast-Gymnasiums in Husum nebst Lehrer- und Schülerverzeichnissen, Husum 1927, S. 57.

- 16 Walter Schöler, Die einheitliche Gestaltung des nordfriesischen Bildungswesens durch die Adlersche Schulreform um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Phil. Diss. Hamburg 1977.
- 17 „Tabellarischer Extrakt“ der Erhebung der Deutschen Kanzlei in Kopenhagen, Herbst 1777, s. Wolfgang Weimar, Geschichte des Gymnasiums in Schleswig-Holstein, Rendsburg o. J. [1986], S. 32.
- 18 Erneuerte Husumsche Schul-Ordnung, Flensburg 1763.
- 19 S. 10.
- 20 Ernst Möller, Geschichte des Hermann Tast-Gymnasiums in Husum, wie Anm. 15, S. 39.
- 21 Die umfangreiche pädagogische Literatur, die in der historischen Schulbibliothek aufbewahrt wird, zeugt zumindest davon, dass man auch in Husum die Forderungen damals aktueller Reformen zur Kenntnis genommen hat.
- 22 Georg Friedrich Schumacher, Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes, ernsten und humoristischen Inhalts; oder: Beiträge zur Geschichte der Sitten und des Geistes seiner Zeit, Schleswig 1841, darin: „Die Gelehrtenschule. Husum vor 50 Jahren. Einzelne Charaktere“, S. 272–299, hier S. 286.
- 23 24. August 1814: Erlass der „Allgemeinen Schulordnung für die Herzogtümer Schleswig und Holstein“. Der Text ist abgedruckt in: Chronologische Sammlung der im Jahre 1814 ergangenen Verordnungen und Verfügungen für die Hertzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1816., ferner in: F. M. Rendtorff: Die schleswig-holsteinischen Schulordnungen vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Texte und Untersuchungen zur Geschichte des Schulwesens und des Katechismus in Schleswig-Holstein, Kiel 1902, S. 144–177.
- 24 Censur 1835. Verzeichniß der am 1sten Februar 1835 vorhandenen Volkszahl. (Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv Schleswig). Die Zahlen für Husum wurden im Husumer Wochenblatt vom 1.2.1835, S. 62, mit 3880 angegeben und kurz darauf in Nr. 10 vom 8.3., S. 77, zu 3882 korrigiert (Exemplar im Nissenhaus, Husum).
- 25 Vergl. Christian M. Sörensen, Abkehr vom Gesamtstaat – Erhebung gegen Dänemark (1813–1864), in: Geschichte Husums. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte, Husum 2003 (Schriften der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte 3), S. 127–152.
- 26 Wolfgang Weimar, Geschichte des Gymnasiums in Schleswig-Holstein, wie Anm. 17, S. 46.
- 27 Gedruckte Exemplare im Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum.
- 28 Ernst Möller, Geschichte des Hermann Tast-Gymnasiums, wie Anm. 15, S. 47.
- 29 Schülerzahlen (nach den Jahresberichten und handschriftlichen Aufzeichnungen im Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum): Schülerzahlen: 1821/22: 52/49; 1822/23: 44/48; 1823/24: 58/58; 1824/25: 65/68; 1825/26: 65/66; 1826/27: 71/72; 1827/28: fehlt; 1828/29: 69/76; 1829/30: 72/67; 1830/31: 70/68; 1831/32: 69/63; 1832/33: 49/54; 1833/34: 51/45; 1834/35: fehlt; 1835/36: 35 (ohne Sekunda).
- 30 Manfred Fuhrmann, Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters, Frankfurt am Main 1999, S. 55 ff.
- 31 In der Reihenfolge ihrer Behandlung, Lektüre teilweise in Auszügen; die Aufstellung erfolgt nach den erhaltenen Schulprogrammen in den dortigen Formulierungen.
- 32 Peter Friedrichsen, Über Schulprogramme, in: Schulprogramm 1833, S. 3–12, hier S. 9 f. Friedrichsen bestimmt den Sinn solcher Schulschriften und nennt drei Aufgaben: 1. die Geschichte der Schule und der Lehrer darzustellen, 2. Nachrichten über Vorzüge und Mängel der Schuleinrichtung zu geben, und 3. „Angabe der Methoden, nach welcher die einzelnen Lehrgegenstände in der Schule behandelt werden.“ Im Folgenden beschreibt er die Methode, mit der er die Klassiker behandelt, also die Art und Weise, wie die Werke griechischer und lateinischer Autoren mit den Schülern erarbeitet werden sollen.
- 33 Chronologische Sammlung der im Jahre 1814 ergangenen Verordnungen und Verfügungen, S. 120.
- 34 Vergl. Gerd Eversberg, Lyrik und Poetik. Zu Storms Gedicht „Elegie“ aus der Husumer Schulzeit (1835), in: Storm-Blätter aus Heiligenstadt 12 (2006), S. 35–44.
- 35 Original verschollen; Text nach Gertrud Storm: Theodor Storm, wie Anm. 6, S. 101 f.
- 36 In Storms Sammelhandschrift „Meine Gedichte“ (Storm-Archiv Husum), S. 85–87, als Nr. 98 mit dem Hinweis „Husum als Primaner.“ nach der vierten und „Lübeck.“ nach der

- fünften Strophe eingetragen. Das zweite Gedicht ist dort auf S. 85 als Nr. 97 mit dem Hinweis „Kiel erstes Semester“ notiert.
- 37 Schulprogramm 1835/1836: Rektor Friedrichsen: „Plutarchi Agesilaus wurde ins Lateinische übersetzt, griechische Grammatik“ (Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum). In der Bibliothek der Hermann-Tast-Schule hat sich folgender Band erhalten: Plutarchi Agesilaus et Xenophontis encomium Agesilei. In scholarum usum edidit, notis et indice illustravit Detlev Car. Guil. Baumgarten-Crusius, Leipzig 1812. Der Band scheint von Rektor Friedrichsen benutzt worden zu sein, denn auf dem hinteren Umschlag ist eine Schülerliste der Prima von August 1835 eingetragen; bei Ohlhues und Storm ist notiert: „Michaelis 1835 nach Lübeck“.
- 38 Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen und Brutus. Zum Schulgebrauch herausgegeben mit kurzen Anmerkungen und einem erklärenden Wörterverzeichnis von G. G. Bredow, Altona 1800 (Brutus S. 125 ff. – Schülereinträge von 1832 bis 1836); Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe, Altona 1815 (Brutus S. 133 ff. – Schülereinträge von 1820 bis 1849).
- 39 Des Plutarchus von Chäroneia vergleichende Lebensbeschreibungen. Aus dem Griechischen übersetzt mit Anmerkungen von Joh. Friedr. Sal. Kaltwasser. Siebenter Theil, Magdeburg 1803. Cajus Julius Cäsar S. 1 ff.; Neunter Theil, Magdeburg 1805, Marcus Brutus S. 361 ff., Eintrag auf dem Vorsatzblatt: „Storm. 1834.“
- 40 Neunter Theil, Kapitel 63, S. 422. Ähnlich erzählt Plutarch im Lebensbild Cäsars, Siebenter Theil, Kapitel 69, S. 133.
- 41 So die Überschrift in der Übersetzung von Kaltwasser, Neunter Theil, S. 453–459.
- 42 Des Plutarchus von Chäroneia vergleichende Lebensbeschreibungen, Magdeburg 1803, S. 423.
- 43 Vergl. Ernst R. Sandvoss, Geschichte der Philosophie, Wiesbaden 2004, S. 282, 405 f.
- 44 Gotthold Ephraim Lessings Schriften. Dritter Theil, Berlin 1754, S. 1–100. Exemplar in Storms Bibliothek, Storm-Archiv Husum; die Anmerkung in Storms Handschrift steht hinter dem von ihm handschriftlich angefertigten Inhaltsverzeichnis am Schluss des Buches. Der Namenseintrag Storms unten auf dem Titelblatt ist ausgeschnitten; ein Rest des ausgerissenen Besizervermerks im zweiten Teil (Berlin 1756) lässt die Schriftzüge „HWStorm“ erkennen, sodass dieser Eintrag in die Schulzeit datiert werden kann.
- 45 Horaz, Oden, Buch II, 7, dritte Strophe: Mit dir habe ich Philippi erlebt und die rasche Flucht, als wir so schändlich den Schild verloren, als unsere Kraft zerbrach und die drohend Blickenden mit dem Kinn schimpflich zu Boden gingen. (Übers. G. E.)
- 46 „Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war —“ (Lessings Schriften. Dritter Theil, S. 58 f.).
- 47 Die Schulaufsicht rügt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrfach die Praxis mancher Lehrer, zu Beginn des Fachunterrichts Aktuelles aus den Wochenblättern vorzulesen.
- 48 Friedrichsens Beiträge zur Schulgeschichte und sein Wirken für die Schulbibliothek sind in seinen Veröffentlichungen dokumentiert:
 Ueber die Entstehung und den jetzigen Zustand unserer Schulbibliothek, Schulprogramm 1822, S. 3–26
 Nachricht von der Schulbibliothek, Schulprogramm 1826, S. 15 (über die Kataloge).
 Erneueretes Andenken an die bisherigen Lehrer der hiesigen Gelehrtschule (1), Schulprogramm 1823, S. 3–26; (2) 1824, S. 3–34; (3) 1825, S. 3–36; (4) 1836, S. 3–14; (5) 1831, S. 3–26; (6) 1832, S. 3–27; (7) 1834, S. 4–23 (Der vierte Beitrag enthält auch eine Autobiographie Friedrichsens.)
 Ein paar Worte über die Gründung unserer Schule, Husum 1827
 Kritischer Überblick der merkwürdigsten Ansichten vom Buche Jonas, nebst einem neuen Versuche über dasselbe, Altona 1817
 Wortregister zu dem kleinen dänischen Lesebuch von Tobiesen, Altona 1818
 Über die Oratio obliqua in der lateinischen Sprache, Schulprogramm 1827, S. 1–26; 1829, S. 3–18
 Praemittuntur variae lectiones in Juvenalis satiras, Schulprogramm 1830, S. 3–21

- Explicatur ex libro Ciceroniano, qui inscribitur: de senectute, caput secundum, Schulprogramm 1835, S. 3–23
- Die Verschlingung des Herakles von einem Seeungeheuer, verglichen mit der biblischen Erzählung von den Schicksalen des Propheten Jonas, Schulprogramm 1836, S. 3–13
- Explicatur ex Horat. Sat. I. 4 vs. 10–12 et 25, Schulprogramm 1837, S. 3–12
- Probe einer historisch-critischen Übersicht der merkwürdigsten Ansichten vom Buche Jonas, Schulprogramm 1838, S. 3–17.
- 49 S. 23.
- 50 Angaben nach Ernst Möller, Geschichte des Hermann-Tast-Gymnasiums in Husum nebst Lehrer- und Schüler-Verzeichnissen, Husum, 1927, wie Anm. 15, sowie ders., Schüler und Lehrer der Husumer Gelehrtenschule von 1449–1852, Neumünster 1939 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 4) ferner nach Schulprogrammen im Schularchiv.

Eine Petition von 1860 zur Wiederaufrichtung der Husumer Gelehrtenschule

Widerstand gegen die Höhere Bürgerschule, die sog. dänische Realschule

Mitgeteilt und eingeleitet von Christian M. Sörensen

Vorbemerkungen: Die Entwicklung der alten Husumer Gelehrtenschule von 1850 bis 1864 ist von den allgemeinen nationalpolitischen Spannungen in den Herzogtümern geprägt. Die dänischen Behörden versuchten auch in Husum, alle Anzeichen schleswig-holsteinischer und deutscher Gesinnung zu unterdrücken.¹ Die dänisch-deutschen Feindseligkeiten, die im Erhebungskrieg ihren Höhepunkt fanden, müssen, wenn wir aus der Geschichte wirklich für die Zukunft lernen wollen, in aller Deutlichkeit vom Historiker dargestellt werden, damit sie aus ihrer Zeit heraus verstehbar werden, und dürfen nicht im heutigen Bemühen um europäische Verständigung beschönigt und verharmlost werden. Gerade die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit können ein friedliches Miteinander für die Gegenwart und Zukunft anmahnen.

Einleitung

Zur Situation nach der Niederlage von 1850

Der Versuch der Schleswig-Holsteiner, die Lostrennung und Unabhängigkeit von Dänemark zu erlangen, scheiterte im Erhebungskrieg 1848–1850.

Nach der Schlacht bei Istedt im Juli 1850 bestimmten die dänischen Sieger das Geschehen im Herzogtum Schleswig und damit in Husum. Viele deutsche Beamte flohen sofort, und an ihre Stelle kamen Reichsdänen, so der Bürgermeister Hakon Grüner aus Kopenhagen bzw. Anhänger des bisherigen dänisch-schleswig-holsteinischen Gesamtstaates wie Propst Andreas Jürgen Christian Caspers und der Amtmann des Amtes Husum Wilhelm Johannsen. In den folgenden Jahren bis 1864 verfolgten maßgebliche dänische Regierungskreise ihre Danisierungspolitik, in die die frühere Husumer Gelehrtenschule immer stärker einbezogen wurde. Die sog. Dänenzeit dauerte bis zum Frühjahr 1864, als preußisches und österreichisches Militär im Lande vorrückte und Dänemark in der Schlacht von Düppel endgültig zum Rückzug zwang. In dem Zusammenhang verließen die dänischen Beamten Husum, wo sie auf schwerem Posten gestanden hatten.

Von den sechs Lehrern des bisherigen Husumer Gymnasiums waren nach der Schlacht von Istedt nur Konrektor Theodor Hilmar Schreiter (er ging 1851

als Pastor nach Schleswig-Friedrichsberg) und Subrektor Hans Heinrich Lohse verblieben, die noch bis Ostern 1851 notdürftig den Schulbetrieb weiterführten. Dann wurde die Schule geschlossen.

Nur noch Höhere Bürgerschule mit dem Charakter eines Progymnasiums

Als Gymnasien blieben in der Dänenzeit im Herzogtum Schleswig drei Schulen erhalten, und zwar Hadersleben mit dänischer Ausrichtung, Flensburg (deutsch-dänisch) und Schleswig (deutsch). In Husum dagegen wurde nach längeren Überlegungen die Höhere Bürgerschule eingerichtet, und zwar im alten Gebäude der Gelehrtenschule bei der Marienkirche, und am 4. Januar 1853 mit 32 Schülern eröffnet. Sie sollte zugleich den Charakter eines Progymnasiums haben und in vier Jahren auf die „mittlern Classen eines Gymnasiums“ vorbereiten,² also auf Tertia und Sekunda. Das vom Kopenhagener Ministerium für Schleswig erlassene Regulativ sah zunächst zwei Klassen mit jeweils zweijährigem Lehrkurs vor. Die neuartige Schule umfasste nach heutigem Maßstab etwa die Klassenstufen 5–8.

Die Studentafel sah für beide Klassen je 32 Wochenstunden vor, nämlich in der oberen Klasse 6 in Latein, 4 in Französisch, 2 in Englisch, ebenso je 2 in Dänisch, Deutsch, Religion, Geographie, Naturwissenschaften, Rechnen, Schönschreiben und je 3 in Geschichte und Mathematik. Hinzu kamen außerhalb der



Abb. 1: Das Gebäude der Gelehrtenschule bzw. der Höheren Bürgerschule östlich der Marienkirche. Aquarell von Jan Hamkens

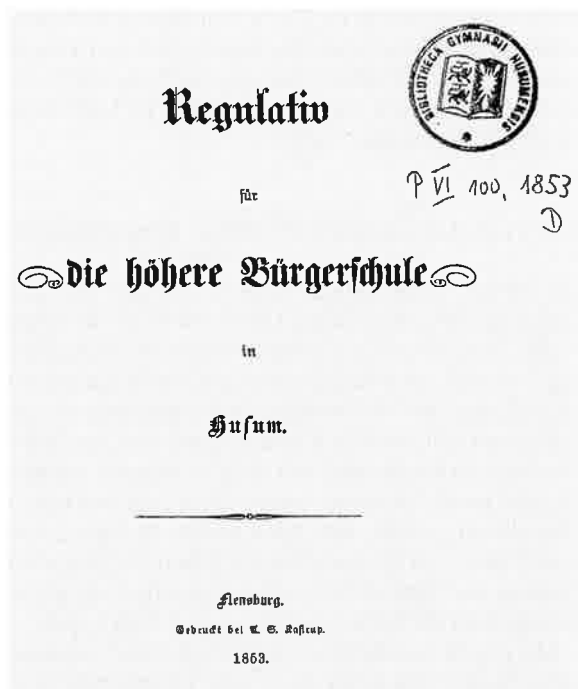


Abb. 2: Titelblatt des Regulativs, erlassen vom Kopenhagener Ministerium nach einem Entwurf von Hans Heinrich Lohse, Rektor 1853–1858

Vormittags- und Nachmittagsstunden noch Gesang, Zeichnen und Gymnastik. Für ein späteres Universitätsstudium wurden auch noch 4 Wochenstunden Griechisch angeboten, allerdings außerhalb des festen Stundenplans.

Mit den Lateinstunden und den weiteren drei Fremdsprachen konnte also der Anschein gewahrt werden, die neue Schule sei rechtmäßige Nachfolgerin der Gelehrtenschule. Neu war die stärkere Berücksichtigung der Sachfächer (Realien), also neben Erdkunde und Geschichte auch Naturlehre (Physik) und Naturkunde (Biologie), die durchaus bei den Bürgern willkommen waren und somit die Anziehungskraft der Schule erhöhten. Bis Ostern 1855 stieg die Schülerzahl auf über 50 und hatte damit den Stand der vorherigen Gelehrtenschule, die 1850 genau 50 Schüler gezählt hatte, wieder erreicht.

Um 1860 wurde jedoch eine wesentliche Änderung der Stundentafel vorgenommen: Der Lateinunterricht in der oberen Klasse wurde auf drei Stunden gekürzt, dafür kamen je eine Stunde Englisch, Dänisch und Deutsch hinzu, wobei angenommen werden muss, dass den Danisierungsbestrebungen der Regierung die Mehrstunde Dänisch besonders gelegen kam.

Ein großer Teil der Einnahmen der Schule kam aus dem alten Schulfonds und auch aus Beiträgen der Zünfte, die damals Ämter hießen. Das Schneideramt beantragte schon 1853 beim Schulvorstand – vergeblich – den Erlass des jährlichen Zuschusses, da die alte Lateinschule ja aufgehoben sei.³

Die neue Schulform brachte für die Schüler in den unteren Klassen allem Anschein nach bei ihrer Einführung kaum spürbare Nachteile – im Gegensatz

zu den älteren Schülern. Für Sekundaner und Primaner war nämlich der aufwändige Schulbesuch in einer anderen Stadt erforderlich geworden, eine unangenehme Folge der Herabstufung durch die dänische Regierung, die durchaus als Strafe für die entschieden antidänische Haltung der Husumer in der Erhebungszeit verstanden wurde.

Beginn der Danisierung der Höheren Bürgerschule 1855

Die Höhere Bürgerschule begann 1853 mit drei Lehrern. Rektor wurde der vorherige Subrektor Lohse (1798–1879), der in Neumünster geboren war und in der Elternschaft als Garant für die deutsche Ausrichtung der Schule galt. Dagegen wurde der zweite Lehrer namens Magnussen aus Jelling in Jütland eingesetzt, war also Reichsdäne und sprach nur mangelhaftes Deutsch. Dritter Lehrer war Heinrich F. S. Kühlbrandt, der zum Schulbeginn von der Gelehrtenschule in Flensburg nach Husum versetzt wurde und Deutsch als Muttersprache hatte. Immerhin wurde die Schule zunächst ihrem Anspruch als Progymnasium gerecht. Vor allem konnte Rektor Lohse durch seinen erfolgreichen Unterricht das Ansehen der Schule wahren, wie Husumer Bürger in einer Petition von 1860, die im vorliegenden Beitrag in ihrem Wortlaut wiedergegeben wird, an die Ständeversammlung hervorhoben.⁴

Mit der notwendigen Einrichtung der dritten Klasse im Jahre 1855 wurde ein vierter Lehrer angestellt, und damit begannen die nationalpolitischen Probleme, die sich aus den Danisierungsbestrebungen der Kopenhagener Regierung ergaben. Ihr Ziel war die völlige Vereinigung des Herzogtums Schleswig mit Reichsdänemark. Das Schlagwort „Dänemark bis zur Eider“ beherrschte die öffentliche Meinung und verschaffte den eiderdänischen Politikern wesentlichen Einfluss in Kopenhagen und damit auf die Schulpolitik als Hauptmittel der Danisierung.



Abb. 3: Hakon Grüner (1815–1900), Bürgermeister der Stadt Husum 1851–1864

An der Höheren Bürgerschule in Husum wurde 1855 der dänische Kandidat der Philosophie Tofft eingesetzt, und zwar gegen den Willen des Rektors Lohse und des Scholarchats. Dieses dreiköpfige Scholarchat war eine Art Schulvorstand und bestand aus dem Amtmann Wilhelm Johannsen, dem Bürgermeister Hakon Grüner und dem Propst Caspers und führte die Oberaufsicht. Damit bestand das vierköpfige Lehrerkollegium aus zwei Deutschen und zwei Dänen. Von nun an begann der Rückgang der Schule.

Die Schülerzahl sank zunächst langsam auf 43 im Jahr 1858. Der Absturz kam, nachdem der deutsche Rektor 1858 plötzlich durch einen Reichsdänen ersetzt worden war und die Danisierung voll zutage trat. Rektor Lohse

wurde aus politischen Gründen entlassen, und zwar mit der vorgeschobenen Begründung, er habe sich in der Erhebungszeit „auführerisch“ verhalten, indem er im Mai 1849 die „berühmte Adresse“ von 257 Husumer Bürgern zwecks Aufhebung der Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein mitunterzeichnet habe.

Zusätzlich zu dieser „auführerischen Handlung“ wurde Rektor Lohse noch vorgehalten, dass sein Sohn in Kopenhagen „eine schleswig-holsteinische Clique gegründet habe“.⁵ Lohse, der damals 60 Jahre alt war, fand sich schließlich „bereit, um seine Pensionierung zu bitten“. Er behielt jedoch das vom Regulativ von 1853 vorgesehene Amt des Klosterpredigers. – Als neuen Rektor setzte die Regierung den Reichsdänen Theodor Christian Taaffe ein, geboren 1824 in Kopenhagen, zuletzt Gymnasiallehrer in Odense, und zwar ab Michaelis (29. Sept.) 1858. Sein Deutsch war mangelhaft, sodass er zunächst Lohse für den Religionsunterricht in der ersten und zweiten Klasse heranzog. Ab 1861 übernahm er selber diesen Unterricht.

Somit waren ab 1858 von den vier Lehrern an der Höheren Bürgerschule drei gebürtige Reichsdänen, die alle die deutsche Sprache nicht vollkommen beherrschten. Ihre Mängel in Aussprache, Wortschatz und Grammatik schaden dem Ansehen der Schule, die bald in der Bevölkerung die „dänische Realschule“ genannt wurde. Der 34 Jahre junge Taaffe ging mit Schwung an seine Aufgabe und führte ganz im Sinne der Danisierung eine zusätzliche Dänischstunde in der oberen, ersten Klasse ein, um die Schüler mit den „merkwürdigsten Hervorbringungen der dänischen Literatur“ – gemeint waren die bedeutendsten Werke – bekannt zu machen. Nur Lehrer Kühlbrandt genügte den Anforderungen an eine deutschsprachige Schule und erteilte hauptsächlich den Deutschunterricht.

Kurz nach Taaffes Dienstantritt wurde der Griechischunterricht gestrichen. Damit war ein weiterer Eckpfeiler der alten Gelehrtenschule gefallen.



Abb. 4: Theodor Christian Taaffe, dänischer Rektor 1858–1864

Bis 1864 wächst die antidänische Stimmung in Husum erneut – Die Petition von 1860

Die Ablehnung gegenüber der Höheren Bürgerschule hatte sich in der Bevölkerung im Laufe der Dänenzeit immer mehr gesteigert und wurde durch die allgemeine politische Stimmung verstärkt. Obendrein wurde die hohe Militärpräsenz – zeitweilig waren fast 500 dänische Soldaten in der Stadt gegenüber nur rund 4600 Einwohnern⁶ – überwiegend als „unerwünschte Besatzungsmacht“ empfunden und entschieden abgelehnt. Die in Husum besonders star-

ke antidänische Einstellung während der Erhebungszeit hatte sich also auch nach dem Krieg kaum gemäßigt und wuchs erneut bis 1864. – Dementsprechend fiel die Schülerzahl im Zeitraum 1858–1860 von 43 auf 22 und – um den Endpunkt dieser Schule zu erwähnen – auf 12 im Februar 1864.

In solcher antidänischen Stimmung wurde im Februar 1860 die unten wiedergegebene Petition an die Schleswigsche Ständeversammlung verfasst, die damals in Flensburg tagte. Darin bitten 21 Husumer Bürger die Ständeversammlung zu beschließen, an den König die „ehrfurchtsvolle Bitte zu richten, er möge allergnädigst verfügen“, doch die „Gelehrtschule baldmöglichst wieder ins Leben zu rufen“. Die Bürger begründen dies ausführlich durch geschichtliche Rückblicke und durch Schilderung der gegenwärtigen Zustände.

Einen Umstand erwähnt die Petition jedoch nicht, nämlich die starke Einschränkung des Schulunterrichts durch den von Propst Caspers durchgeführten Konfirmandenunterricht.

Er fand an vier Vormittagen in der Woche jeweils zwei Stunden während der Unterrichtszeit statt. Daran nahmen 1859/60 neun von 13 Schülern der obersten Klasse teil. Rektor Taaffe schrieb am 14. Januar 1860 an das Ministerium, dass den Konfirmanden zusätzlich zum Auswendiglernen noch „bedeutende schriftliche Arbeiten“ abverlangt würden, sodass der Vormittagsunterricht weitgehend ausfalle und er wenigstens die wichtigsten Stunden auf den Nachmittag verlegt habe. Er bitte um Genehmigung dieser Einschränkungen, und zwar auch schon für die nächsten Jahre. Das Ministerium stimmte zu, und damit war der Vorrang der Kirche gewahrt. Ob die Petenten darüber schwiegen, weil sie den Konfirmandenunterricht des Propstes, der ja deutsch gebildet war, vielleicht sogar für einen guten Nachhilfeunterricht in Deutsch hielten?

Der Antrag der 21 Husumer Bürger ist zwar höflich gehalten, aber dennoch ein Protest gegen diese Art Schule, die schon die Schneiderzunft 1853 nicht mehr hatte unterstützen wollen.⁷ Der Text ist darüber hinaus mit seinen klaren Aussagen und Forderungen ein Dokument des Widerstandes gegen die Danisierungspolitik und lässt ebenfalls erkennen, warum diese Politik scheitern musste. Auch das Ergebnis der Husumer Initiative löste Missmut aus: Die Petition wurde zwar von der Ständeversammlung als Vorschlag an die Regierung in Kopenhagen weitergereicht, dort aber abgelehnt.

Wegen der interessanten Einblicke bringen wir die vierseitige Bittschrift vollständig. Zur besseren Übersicht sind Zwischenüberschriften eingefügt worden, ebenso Zusätze in []. Die Rechtschreibung wurde belassen, aber die Kommasetzung den heutigen Regeln angepasst. Da jeder der Bürger ein eigenes Schreiben mit Unterschrift einreichen musste, liegen also in der Akte des Landesarchivs mit dem Titel „Petitionen an Ständeversammlung“ 21 gleichlautende Texte vor. Wir haben hier das Schreiben von G. Hinrichsen wegen der relativ guten Lesbarkeit seiner Handschrift ausgewählt.

(Zur Entwicklung der Höheren Bürgerschule 1853–1864 siehe die ausführlichere Darstellung des Verfassers in der Geschichte der Hermann-Tast-Schule, die in Vorbereitung ist.)

Der Wortlaut der Petition von 1860

An
die Hohe Schleswigsche Ständeversammlung

Es wird einer Hohen Ständeversammlung bekannt sein, daß die bis 1850 am hiesigen Orte bestandene Lateinische=Schule, gewöhnlich Gelehrten-Schule benannt, von der königl Regierung aufgehoben und in eine Höhere Bürgerschule verwandelt ist. Inwiefern dies ohne Zustimmung der städtischen Kom-munevertreter hat geschehen können, muß ich aus Mangel an Kunde darüber unerörtert lassen. –

[Schon früher Absicht, die Gelehrtenschule aufzuheben – Gründe dagegen]

Deß muß ich aber bemerken, daß es auch früher einmal die Absicht der Regierung gewesen ist, die Gelehrten-Schule aufzuheben, was aber durch die Darlegung der Verhältnisse der damaligen städtischen Behörde nicht hat durchgeführt werden können. Wie ich gehört habe, sind die wesentlichsten Motive für den Fortbestand der Schule gewesen:

1. dreihundertjähriges Alter derselben.
2. Daß der Gelehrtenschule bedeutende Capitalien, [ergänze: d. h.] dessen Zinsen zur Unterhaltung der Lehrer und Vermehrung der Bibliothek theils legirt und geschenkt, und theils aus der Stadtcasse beigetragen worden, welche zusammen ausser den unten erwähnten Legate für Studirende jährlich circa 1750 Rthlr [Reichstaler] ausmacht.
3. Ueberläßt die Stadt den 3 ersten Lehrern, dem Rector, Konrektor u. Subrektor einer Gelehrtenschule jedem für sich ein Haus als Wohnung nebst Schulgebäude.
4. ist ein bedeutendes Legat vorhanden für etwanige Wittwen verstorbener Lehrer einer Gelehrtenschule.
5. soll das Hauptmotiv das dringende Bedürfnis einer Höheren Lehranstalt an der Schleswigschen Westküste gewesen sein, wie das bereits vor 200 Jahren erkannt und in der Foundation [Gründung, Stiftung] der Schule ausgesprochen ist. –

Diese Punkte sind bei der Verwandlung der Gelehrtenschule in eine Höhere Bürgerschule mit den Commünevertretern nicht berathen und besprochen, sondern die jetzt bestehende Höhere Bürgerschule einseitig von der Regierung angeordnet.

[Anfangs Vertrauen – Entlassung des erfolgreichen Rektors Lohse – „dänische Lehrmethode“]

Die Schule wurde Anfangs unter Leitung des bisherigen Subrectors Lohse als Rector etablirt. – Es schien Anfangs, daß die Schule Vertrauen gewann, indem mehrere Kinder aus den Landdistricten dieselbe frequentirten. Das Andrängen der Stadtbewohner, Kinder vor dem im Regulativ vorgesehenen Alter (11 bis 12 Jahr) darin aufnehmen zu lassen, erforderte mehr Lehrkräfte, und

wurde auf Ansuchen des Rectors ein vierter Lehrer angestellt, nicht aber wie gewünscht und vorgeschlagen, ein tüchtiger Seminarist, sondern ein dänischer Kandidat der Philosophie, und zwar ein Mann, welcher ganz unfähig war, sich in der deutschen Sprache auszudrücken und dem Vernehmen nach auch sonst wenig Lehrtalent besitzt.

Mit Vergnügen muß ich bekennen, daß der Rector Lohse es sich gelegen sein ließ, in der ersten Classe die Knaben in den von ihm gelehrten Fächern tüchtig auszubilden, dagegen stand es mit dem Unterricht in der Englischen und Französischen Sprache und in der Mathematik schlecht. Daß der zweite Lehrer, auch ein Däne, nicht das leistete, was gewünscht ward, wurde bald bemerkt, daher nahm die Schülerzahl bald wieder ab, wengleich der Rector Lohse, wie schon bemerkt, Alles that, was in seinen Kräften stand, die Schülerzahl zu halten und die Schule zu heben. – Nun aber wurde Lohse, Michaelis [29. 9.] 1858, entlassen und für ihn ein früherer Lehrer zu Odensee, ein Herr Taaffe, als Rector angestellt. – Durch ihn wurde die dänische Lehrmethode, welche auch früher von dem 2ten Lehrer angewandt war, das sogenannte Lesen, wie man es im Deutschen nennt, vollends eingeführt.

[„Mangelhafter Unterricht“ – „unfreundliche Behandlung der Kinder“ – Schülerzahl sinkt]

An Unterrichtsmethoden wie in deutschen Schulen ist nicht mehr zu denken, sondern es wird den Kindern zugemuthet, daß sie wie Studirende selbst studiren sollen. Dazu kommt noch, daß der Rector, wenn auch schriftlich so ziemlich, so doch mündlich nicht correct deutsch spricht. – Da nun der zweite und vierte Lehrer auch Dänen und der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so ist der dritte Lehrer der Einzige, welcher deutsch gebildet ist, dessen Lehrertalent leider auch nicht hoch anzuschlagen ist. – Der mangelhafte Unterricht und [lies statt „und“ hier besser „mit“; Sö.] einer unfreundlichen, ich möchte fast sagen unwürdigen Behandlung der Kinder, haben mehrere Eltern bewogen, ihre Kinder wegzunehmen und in andere, auswärtige Schulen zu schicken; Kinder vom Lande mit Ausnahme von einigen aus dem nahegelegenen Dorfe Rödemis haben sich alle zurückgezogen, jüngere Kinder werden in den Bürgerschulen zurückgehalten, so daß die Schule fast leer wird. Zu Ostern werden aus der 1sten Classe 14 confirmiert und bleiben dann nur 4 zurück, in der 2ten Classe sind 13 und in der dritten Classe 5, zusammen 22 (darunter 3 des zweiten Lehrers und 8 bis 12 Jahr).

[Lange Tradition der Gelehrtschule – „ruhmvolle Namen“ – viele Schenkungen]

Erwägen wir nun, daß die Schule im Jahre 1527 errichtet und so weit bekannt, die älteste im Herzogthum ist, die unter Herzog Friedrich unterm 8ten October 1632 eine verbesserte Foundation erhalten, so daß die Stadt Husum über drei Jahrhunderte im Besitz einer Lehranstalt gewesen ist, in welcher Männer wie die Professoren Tychsen u. Elnert in Göttingen, Haihe in Bonn, Franke in Dorpat, Tobiessen in Kronstadt, Lüders in Kiel, Conferenzzath v. Echin in Kopenhagen, Appellationsrath Kammerherr v. Steemann u. a. m. den Grund zu ihrem

spättern Ruhmvollen Namen gelegt, ferner, daß die bisherige Gelehrtenschule Jahrhunderte ohne Unterstützung des Staats allein durch Schenkungen, Vermächtnisse und Beihülfe der Communalcasse fortbestanden und segensreich gewirkt hat bis in Folge der Zeitverhältnisse größere Besoldungen der Lehrer erforderlich worden und im Jahre 1820 Allerhöchst unmittelbar eine Beihülfe aus Staatsmitteln zugewiesen ward, jetzt aber dieses Institut so herabgesunken, daß sogar Husums Einwohner gezwungen sind, ihre Kinder auswärts zu senden, um die den Zeitverhältnissen erforderlichen nothwendigen Realwissenschaften zu erwerben, dazu aber jedem nicht die Mittel zu Gebote stehen, so daß oft lernbegirige Knaben verhindert werden, ihrem Geiste gemäß sich auszubilden.

[Einbußen bei Pensionswirten – Es hat „die ganze Westküste ein Interesse“ an der Gelehrtenschule]

Ferner, daß der Erwerb solcher Einwohner, welche früher Kinder und junge Leute, die die höheren Classen der Schule frequentirten, in Kost und Logis hatten, bedeutend leidet; ferner daß die Ostküste des Herzogthums 3 höhere Lehranstalten hat zu dessen Unterhaltung auch die Westküste beitragen muß, diese dagegen nicht eine Einzige hat, so meine ich, daß nicht [ergänze: „nur“] die Stadt Husum, sondern die ganze Westküste ein Interesse daran hat, daß an derselben eine höhere Lehranstalt besteht, worin Kinder und junge Leute die nöthige Ausbildung für die zu wählenden Berufsgeschäfte oder etwanige Aufnahme auf der Universität sich erwerben können.

[Legate eigentlich nur an „unbemittelte Schüler einer Lateinischen und deutschen Realschule“]

Abgesehen von diesem, nicht in Abrede zu stellenden, auf Erfahrung und in Loialverhältnisse sich gründend, kommt noch in Betrag [gemeint: „Betracht“], daß 3 Legate vorhanden sind, welche jährlich circa 50 Rthlr. eintragen, die minder vermögende Schüler oder Studirende zu gute kommen, ferner daß erst kürzlich von Fräulein Asmussen und Herr Woldsen ausgesetzte Legat von 170 Rthlr. jährlich während 3 bis 4 Jahre an unbemittelte Schüler einer Lateinischen und einer deutschen Realschule, woran nicht allein Husumer, sondern auch auswärtige Schüler Anspruch haben, so wie endlich, daß der Fonds aus diesen Revenuen [franz.: Einkünften] die Gelehrtenschule hier so lange unterhalten ist [statt „ist“ besser „hat“; Sö.], größtentheils aus Schenkungen und Vermächtnissen für die Lateinische oder Gelehrtenschule besteht, jetzt zur Unhaltung [gemeint: Unterhaltung] der Höheren Bürgerschule benutzt wird, welches dem Willen und der Absicht der Geber offenbar widerspricht.

[Der Antrag kurzgefasst: wieder Gelehrtenschule „mit deutsch gebildeten Lehrern“]

In der Annahme dieser Schenkungen und Vermächtnisse zu dem bestimmten Zwecke so wie in der Landesherrlichen Foundation der Schule dürfte eine moralische Pflicht liegen, dieselben wieder ins Leben zu rufen; dieses zu veranlassen, erlaube ich mir ehrerbiethigst zu bitten:

Die Hohe Ständeversammlung wolle beschließen, an Sr. Majestät dem Könige die ehrfurchtsvolle Bitte zu richten, er möge allergnädigst verfügen, daß [statt „daß“ besser: „doch“] statt der gegenwärtigen Höheren Bürgerschule in Husum die aufgehobene Gelehrtenschule baldmöglichst wieder ins Leben zu rufen und so einzurichten, daß auch Realwissenschaften darin gelehrt werden, und mit deutsch gebildeten Lehrern zu besetzen. –

Im Vertrauen auf die Gewährung dieser Bitte verharret
ehrfurchtsvoll

Husum den 22ten Februar 1860
G Hinrichsen

Abbildungsnachweis: Abb. 1 u. 2: Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum; Abb. 3: Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, D2 Stadt Husum; Abb. 4: Rüdiger Articus (übermittelt von Helmut Quack)

Verzeichnis der wichtigsten Literatur und Quellen

A. Gedruckte Literatur und Quellen

- Brandt, Otto: Geschichte Schleswig-Holsteins. 8. Aufl., verb. von Wilhelm Klüver. Kiel 1981
- Degn, Christian: Schleswig-Holstein – eine Landesgeschichte. Historischer Atlas. Neumünster 1994
- Geschichte Husums. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte. Husum 2003 (Schriften der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte 3) (zit.: Geschichte Husums)
- Jensen, Johannes: Nordfriesland in den geistigen und politischen Strömungen des 19. Jahrhunderts (1797–1864). 1. Aufl.: Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 44, Neumünster 1961; Lizenzausgabe der 1. Aufl. Verlag Nordfriisk Instituut. Bredstedt 1993 (zusätzl. Personen- und Ortsregister) (zit.: Jensen NF 1993)
- Möller, Ernst: Geschichte des Hermann-Tast-Gymnasiums in Husum nebst Lehrer- und Schülerverzeichnissen. Husum 1927
- Momsen, Ingwer Ernst: Die Bevölkerung der Stadt Husum von 1769 bis 1860. Versuch einer historischen Sozialgeographie. Kiel 1969 (Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel 31)
- Regulativ für die höhere Bürgerschule in Husum. Flensburg 1853. Ex. im Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum (zit.: Regulativ)
- Scharff, Alexander, u. Jessen-Klingenberg, Manfred: Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Überblick von A. Scharff. Neuausgabe von M. Jessen-Klingenberg. 5. aktualis. Aufl., Freiburg 1991 (Territorien-Ploetz)
- Schmeißer, Felix: Eine westschleswigsche Stadt in den Jahren 1848–51. Kriegs- und Lebensbilder aus der schleswig-holsteinischen Erhebungszeit. Husum 1914
- Sörensen, Christian M.: Abkehr vom Gesamtstaat – Erhebung gegen Dänemark (1813–1864). In: Geschichte Husums, S. 127–152
- Sörensen, Christian M.: Die Erhebungszeit 1848–1851 in Husum. Vom Kampf für ein deutsches Schleswig-Holstein, gegen dänische Herrschaft vor 150 Jahren. In: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 6 (1998) S. 64–83
- Sörensen, Christian M.: Theodor Storm als politischer Mitkämpfer der Erhebung 1848–1851. In: Zwischen Eider und Wiedau. Heimatkalender für Nordfriesland 2001, S. 70–87

B. Ungedruckte Quellen

1. Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig (LAS)

Abt. 63 Provinzialstände und Landesversammlung

Nr. 1046 II Petitionen an Ständeversammlung

Abt. 163 Ämter Husum und Bredstedt sowie der Landschaften Eiderstedt, Pellworm und Nordstrand

Nr. 866 Scholarchat der Höheren Bürgerschule Husum

Nr. 1590 Adresse von 257 Husumern 1849 gegen Personalunion (Abschrift)

Abt. 79 Ministerium für das Herzogtum Schleswig

Dep. III 2002 Schulprogramme, Einnahmen u. Ausgaben, Schulbibliothek 1855–1863

Dep. III 218 Die Höhere Bürgerschule in Husum (Anstellungen, Rechnungssachen, Regulativ, Unterrichtspläne, Schulgang, Freischüler, Bausachen) 1852–1863

Abt. 302 Provinzialschulkollegium

Nr. 712 Inspektion der Höheren Bürgerschule durch Rektor Lübker

2. Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Abt. D2 Stadt Husum

D2/1624 Protokolle der Deputierten- und Magistratssitzungen Husum 1846–1866

3. Archiv der Hermann-Tast-Schule Husum

Verschiedene Bestände der Zeit um 1850, bes. Personalien

Anmerkungen

1 Vergl. Geschichte Husums, S. 143 ff.

2 Vergl. Regulativ für die höhere Bürgerschule in Husum, § 1.

3 Siehe LAS 163/866 Scholarchat.

4 Siehe LAS 63/1046 II Petitionen an Ständeversammlung.

5 Vergl. Jensen NF 1993, S. 232.

6 Siehe Geschichte Husums, S. 131.

7 Wie Anm. 3.

Gertrud Storms Schulerinnerungen

Neu herausgegeben und kommentiert von Karl Ernst Laage

Gertrud Storm ist die zweitjüngste Tochter (geboren am 24. Mai 1865, gestorben am 24. September 1936)¹ des Dichters Theodor Storm. Sie hat ihre schulische Laufbahn in Husum begonnen; diese beschreibt sie aus der Erinnerung heraus im Jahre 1921 – sie war damals 56 Jahre alt – in einem kleinen Aufsatz, den wir hier nach dem Originalmanuskript veröffentlichen und kommentieren. Er ist eine Ergänzung oder auch Illustrierung der bekannten Darstellungen, die die schulische Situation in Husum in der Mitte des 19. Jahrhunderts insbesondere der Theodor-Storm-Schule und ihrer Vorgängerin, der sog. „Höheren Töcherschule“, und damit die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen untersuchen.²

Das bisher unbekannte, jetzt aufgetauchte Manuskript von Gertrud Storms „Schulerinnerungen“ fand sich unter sonst unwichtigen und unbeachtet gebliebenen Papieren in Gertrud Storms Nachlass und wird im Husumer Storm-Archiv aufbewahrt. Der Text ist von Gertrud Storm maschinenschriftlich angefertigt worden.

Gertrud hat das Manuskript mit Bleistift handschriftlich korrigiert und 1926/27 in der Münchner Wochenschrift „Die Propyläen“ Nr. 24 auf den Seiten 52 bis 54 veröffentlicht, ohne dass diese Veröffentlichung in Husum oder sonst irgendwo bekannt geworden ist. Da sie einige Korrekturen aus dem vorliegenden Manuskript nicht in den Druck übernommen hat, ist anzunehmen, dass sie das Manuskript nach der Veröffentlichung für eine zweite Veröffentlichung, die aber nicht erfolgt ist, zumindest zzt. nicht nachgewiesen werden kann, nachträglich noch einmal verbessert hat.

Merkwürdig ist, dass Gertrud Storm die Namen der beiden Personen, die – wie sie selbst sagt – einen „bleibenden Eindruck“ auf sie gemacht haben, den der Schulleiterin und -lehrerin Sophie Jacobsen (1829–1917)³ und des Zeichenlehrers Julius Grelstorff (1821–1895)⁴, durchgehend mit „Fräulein Hansen“ und „Herr Michelsen“ wiedergibt. Wahrscheinlich hat Gertrud Storm, da sie auch ganz persönliche Eigenarten der beiden zum Besten gibt, das Andenken der – im Grunde von ihr geliebten – Lehrer schonen wollen und ihnen „gewöhnliche“, häufig vorkommende Namen gegeben. Wir haben jeweils den richtigen Namen in eckigen Klammern hinzugefügt.

Das Manuskript wird sonst wortwörtlich, also mit Gertrud Storms nachträglichen Korrekturen, abgedruckt (nur einige kleinere Schreibfehler wurden stillschweigend verbessert) und in den Anmerkungen kommentiert.

Schulerinnerungen von Gertrud Storm

Warum meine Eltern mich in eine Klippschule⁵ schickten und nicht als Spielkameradin meiner kleinen Schwester in der großen, hellen Kinderstube ließen, ist mir noch heute unverständlich. Ein kleines, verwachsenes Fräulein Jessen, von uns Kindern „Tante Jissen“ genannt, hielt eine Klippschule. Sie befand sich im Hause eines Bäckermeisters Dittmann⁶, dessen gute Frau einst das sehr geliebte Kindermädchen meiner Brüder gewesen ist. In den Briefen „In die Heimat“ wird sie als „Dine“ erwähnt.⁷ Das Haus von Bäckermeister Dittmann lag in der Großstraße. Eine finstere Treppe und ein gleichfalls dunkler Flur führten in die große dreifenstrige Schulstube. Mit vielen kleinen Jungen und Mädchen genoß ich hier den Unterricht in Lesen und Schreiben und kindlichen Spielen. Ich besuchte diese Kinderschule nur ein viertel Jahr, von Januar bis Ostern 1871. Von ernstesten „Studien“ habe ich keinerlei Erinnerungen, es wird auch nicht viel aus ihnen geworden sein; denn in einem Briefe meiner ersten Lehrerin in der wirklichen Schule, zu meines Vaters 70. Geburtstag, heißt es: „Was macht denn die kleine Gertrud, die so fabelhaft leicht lesen lernte?“ Ich erinnere nur noch, daß bei „Tante Jissen“ sehr geprügelt wurde. Sie hatte ihren Platz auf einem erhöhten Sitz am Fenster. Auf einem kleinen Tische lag eine Auswahl von kleinen und großen Stöcken, von denen sie einmal zu meinem namenlosen Entsetzen den dicksten auf dem Rücken eines Jungen zerschlug. In dieser Umgebung fühlte ich mich ein wenig unsicher und gedrückt, wenn ich selbst auch keine Bekanntschaft mit den Stöcken machte. Der schönste Augenblick war für mich der, wenn das Kindermädchen in Begleitung meiner jüngsten Schwester Dodo kam, um mich in den Schutz des elterlichen Hauses heimzuholen. Mitunter kam auch meine um zwei Jahre ältere Schwester Ebbe mit: „Weils gar zu schön war!“ wie mein Vater einmal in einem Briefe an meinen Bruder Ernst schrieb. Wundervoll war es, wenn meine zwei kleinen Freunde Karl und Otto Matthiesen – wenn der Schnee in dichten Flocken fiel und die Straße mit einer dichten, weißen Decke bedeckte – im Schlitten abgeholt wurden. Ich sehe ihn noch so deutlich vor mir, den großen, grasgrün gestrichenen Schlitten. Dann durfte ich mitunter mit hineinschlüpfen. Ein großes, schwarzes Tuch wurde über uns und den Schlitten gedeckt, daß wir wie in einem Planwagen saßen – und fort sauste der Schlitten. Die Eltern der Jungen wohnten in der „Hohlen Gasse“, in dem Hause meines Urahns Friedrich Woldsen, in dem sich heute das Museum befindet.⁸ Mitunter durfte ich eine Stunde mit Karl und Otto hinaufkommen, um mit ihnen zu spielen – ohne eine Ahnung zu haben, in welchem bedeutungsvollen Hause ich mich befand. Einmal fiel ich, aus der Schule kommend, die dunkle Treppe herunter und in einen Eimer voll heißen Schweinefutters. Die gute Dine kam sehr erschrocken herbeigeeilt, trug mich in ihre Küche, setzte mich auf den Küchentisch und verband mir meine böse verbrannten Kniee. Dies sind meine Erinnerungen an die Klippschule.

Das Schulwesen lag für uns Mädchen in Husum derzeit noch sehr im Argen. Nach den Osterferien 1871 ging ich mit meinen drei älteren Schwestern in die Privatschule des Fräulein Hansen [Jacobsen].⁹ Mein Schulweg führte mich an so manchem Hause vorüber, das schon in den „Zerstreuten Kapiteln“¹⁰ so



*Gertrud Storm
am Schreibtisch*

lebendig von meinem Vater geschildert und verewigt wurde. Heute kann ich es nicht recht verstehen, warum mein Vater uns Kindern nicht von den alten Familienhäusern erzählte und uns in ihnen umher führte.

Mein Schulweg führte mich aus der Wasserreihe¹¹ über die Schiffbrücke durch die Krämerstraße auf den Markt, wo im Hintergebäude eines Kaufhauses die Schulräume lagen.¹² An der Schiffbrücke lag noch das Haus der Urgroßeltern Feddersen,¹³ in dem das Großmütterchen geboren wurde, Großmutter Woldsen, die meinem Vater den Stoff zu den Novellen: „Im Saal“, „In Urgroßvaters Haus“, „Großvaters Haus“, „Staub und Plunder“ und „Im Sonnenschein“ gab. Der spitze, mit einer Sandsteinvase gezierte Giebel und die blanken Fenster blickten noch wie zu Lebzeiten des Ratsverwandten Joachim Christian Feddersen auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens.¹⁴ Mitunter saß auf dem Beischlag vor der Tür ein sehr alter Mann – auf dem einst in Jugendschönheit das Großmütterchen gesessen, in leichter Contuche¹⁵, das Brusttuch mit einer Rose verziert – in den Liebesbriefen ihres Simon lesend oder träumend in den blauen Sommerhimmel blickend und dem sanften Rauschen des Meeres lauschend. In der Krämerstraße befand sich auch das Haus Ingwer Woldsens, des Weihnachtsonkels, der einst meinem Vater und seinen Geschwistern so märchenhaftes nie gesehenes Zuckerzeug unter der Bescherung auf den Weihnachtsteller zu legen pflegte.¹⁶ Gedanken- und ahnungslos habe ich oft auf meinem Schulweg den Namen „Ingwer Woldsen“ über der Tür buchstabiert. An der Ecke der Krämerstraße und des Marktes stand das alte

Giebelhaus, in dem der Maler Johannes („Aquis submersus“) seine Erinnerungen niederschrieb.¹⁷ Über der alten, geschnitzten Haustür habe ich oft den Spruch gelesen:

„Gelick de Rock und Stoff verswint,
So sint ok alle Minschenkint.“

Wo sind sie alle geblieben, die einst in diesen lieben alten Häusern gelebt, geliebt und gelitten haben? Nur das Meer rauscht noch sein uraltes ewiges Lied; ich weiß noch, wie gerne ich ihm lauschte. Vor dem Hause meines Urahns stand eine alte, halbverfallene Pumpe, grün gestrichen und oben mit einem weißen Knopf verziert. Ich konnte es niemals lassen, auf dem Wege zur Schule meine Tafel und meine Bücher bei dieser Pumpe niederzulegen, um aus der hohlen Hand Wasser zu trinken. Einmal, als ich an einem heißen Sommertage in durstigen Zügen getrunken hatte und wieder auf sah, waren Tafel und Fibel verschwunden und kamen auch nicht wieder.

Fräulein Hansen [Jacobsen], zu der ich nun in die Schule kam, war die Tochter eines Kapitäns und hatte, ohne je ein Examen gemacht zu haben, eine „Töchterschule“ in Husum gegründet. Sie fing mit 10 Schülerinnen an, zu denen auch meine älteste Schwester Lisbeth gehörte. Wie ich in die Schule kam, hatte sie vier Klassen und mehr wurden es nicht.

Fräulein Hansen [Jacobsen] war sehr lang und dünn. Auf einem langen Hals saß ein unglaublich kleiner Kopf, der mir etwas unheimlich vorkam. Überhaupt erschien sie mir schon damals uralt. Doch wenn ich heute daran denke – daß ich selbst bald das sechzigste Jahr erreicht habe und meine alte Lehrerin erst vor einigen Jahren im Kloster St. Jürgen gestorben ist, dann muß sie derzeit noch recht jung gewesen sein. Die Schule taugte nicht viel, die Lehrerinnen wechselten fast alle Jahre. Von unseren Lehrern und Lehrerinnen haben mir unsere Vorsteherin, Fräulein Hansen [Jacobsen] und unser Zeichenlehrer Herr Michelsen [Grelstorff], wegen ihrer Absonderheiten einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Herr Michelsen [Grelstorff] mit seinem weißen, starken Knebelbart sah wie ein Soldat aus der guten alten Zeit aus.

Wenn sich in Husum einige Schülerinnen von Fräulein Hansen [Jacobsen] zusammenfinden, kommt wohl mitunter das Gespräch auf unsere Schule, und bald sind wir wieder bei Herrn Michelsen [Grelstorff] angelangt. „Weißt Du es noch?“ heißt es dann – Herr Michelsen [Grelstorff] war ein Original. Mit der deutschen Sprache stand er auf dem Kriegsfuß. „Mir“ und „mich“ verwechselte er stets, und in seinen Stunden taten wir es auch: „Herr Michelsen, darf ich mir mal waschen?“ fragte fast in jeder Stunde ein unnützes Gör, „Wasch dir, solange Du Lust hast!“ lautete jedes Mal prompt die Antwort.

Ich habe keine Spur von Zeichentalent, es mag wohl an meinen Augen liegen, denn ich kann nicht einmal unterscheiden, ob ein Strich schief oder gerade ist. Die Talentlosen sah Herr Michelsen [Grelstorff] einfach nicht. Die saßen während der ganzen Stunde und wischten mit dem Radiergummi im Zeichenheft und störten die anderen. Das höchste Lob drückte Herr Michelsen [Grelstorff] mit den Worten aus: „Du bist meine liebe Tochter, an die ich Wohlgefallen

habe!“ Mit den Worten: „Gib Dich Mühe und laß dich Zeit, dann bist Du auch meine Pute!“ ermunterte er die verzagten. Und wenn Herr Michelsen [Grelstorff] zornig wurde, rief er mit Stentorstimme: „Wenn ihr Jungens wäret, kriegtet ihr was auf den Bündel!“ Von Perspektive hatte er keine Ahnung, auch wohl nicht viel von Heimatkunde. Einst schenkte er meinem Vater eine Zeichnung, die das kleine, nördlich von Husum gelegene Dorf Schobüll darstellte, darunter stand „Schobüll an der Ostsee“.

Fräulein Hansen [Jacobsen] hatte eine furchtbare Angst vor Spinnen. In ihrem Naturgeschichtsbuch hatte sie das Blatt, auf dem eine Kreuzspinne abgebildet war, verklebt. Wenn sie während des Unterrichtes eine Spinne an der Wand entdeckte, mußte eine der Schülerinnen sie entfernen. Dies war in den meisten Fällen mein Amt.

Wenn irgend ein dummer Streich nicht herauszubekommen war, dann wurde uns vor dem Unterricht feierlich die Bedeutung des Schwures vorgelesen, worauf wir einzeln vortreten mußten und den Schwur nachsprechen. Dies machte ich mir zu Nutze. Eines Tages fand sich in der sehr wertvollen Bibel einer meiner Freundinnen ein zerquetschter Bratapfel. Die Feuchtigkeit war durch alle Blätter gedrungen und hatte die schönen Kupfer, mit denen die Bibel geschmückt war, zerstört. Voll Empörung riet ich, die Angelegenheit bei der Vorsteherin anzuzeigen. Das geschah. Da ich nun jeden Tag dumme Streiche machte und mir durch sie einen gewissen Ruf erworben hatte, fiel der Verdacht auf mich, zumal ich mir des öfteren in den Stunden Äpfel gebraten hatte. Etwas Schlechtes aber habe ich nie getan. In eine wertvolle Bibel mit alten Kupferstichen einen gebratenen Apfel legen, erschien mir eine schlechte Tat. Daher faßte ich den festen Entschluß, die Schuldige ans Licht zu ziehen. Ich bestellte also meine Schulkameradinnen zu vier Uhr nachmittags, nach der Schule, auf den großen viereckigen Flur. Und wie meine Kameradinnen vollständig, zur festgesetzten Zeit versammelt waren, stieg ich auf einen großen, mit Seehundfell bezogenen Koffer und hielt eine kleine Ansprache. Zum Schluß bat ich sie alle ganz naiv, die Hand hochzuheben und mir den Schwur zu leisten, daß sie an der Bratapfelgeschichte unschuldig seien. Bis auf zwei, die sich hartnäckig weigerten, sprachen sie mir alle treu den Schwur nach. Hierauf ging ich sehr befriedigt zu unserer Vorsteherin Fräulein Hansen [Jacobsen] und teilte ihr seelenruhig mit: „Alle habe ich schwören lassen, nur M. G. und C. P. wollten den Schwur nicht leisten!“ Fräulein Hansen [Jacobsen] lobte mich sehr. Und wie sie am nächsten Tage sehr ernst in die Klasse trat und auf die vermutlichen Sünder zugeht, meldeten sie sich sofort und [waren] ohne Aufforderung geständig.

Trotzdem die Schule sehr leicht war und mir das Lernen nicht schwer wurde, bin ich doch nur so eben durch die Klassen geschlüpft und sogar einmal sitzen geblieben, denn ich dachte mehr über dumme Streiche nach, als an meine Schularbeiten. Wenn ich mich um 4 Uhr Nachmittags von meinen Schulkameradinnen trennte, riefs mir gewiß von allen Seiten nach „Denk Dir was Feines aus, wir folgen Dir“. Mitunter kam Fräulein Hansen [Jacobsen] in voller Verzweiflung zu meinem Vater und klagte: „Gertrud hat einen so großen Einfluß auf die anderen Kinder, wenn sie ihn doch zum Guten anwenden wollte!“ Ich sehe meinen guten Vater und mich so deutlich nach einem solchen Auftritt auf dem oberen Flur ste-

hen. Ich zerknirscht am geschnitzten Treppengeländer lehrend,¹⁸ mein Vater mit einem traurigen Ausdruck in seinen lieben Augen vor mir. „Was soll ich nun mit Dir anfangen, sage es selbst, was soll ich mit Dir anfangen?“ fragte er. Ich wußte freilich keinen Rat. Ein anderes Mal wurde mir mit dem „Rauhen Hause“ in Hamburg gedroht.¹⁹ Doch ich war getrost. Ich wußte wohl, das würde mein Vater seinem Kinde nicht antun. Viel später hat er mir in einer schwachen Stunde gestanden, meine tollen Streiche hätten ihn oft sehr amüsiert.

Mit dem 15. Jahr verlor sich meine Lust an tollen Streichen und eine aufrichtige Lernbegier erfaßte mich. Aber dann zogen wir von Husum nach dem waldreichen, großen Dorfe Hademarschen in Holstein.²⁰ Hier übernahm mein Vater selbst den Unterricht.

Zum Schluß möchte ich noch meiner alten Lehrerin Fräulein Hansen [Jacobsen] ein herzliches Wort nachrufen. Wenn wir uns nicht immer verstanden haben, so hat die Schuld sicher mehr an meiner Unlust zum Lernen als an ihrer Lust zum Lehren gelegen. Seit auch ich weiß, was leben heißt, ist es mir klar geworden, was für ein braver gütiger Mensch sie trotz allem gewesen ist. Obgleich sie schwer zu kämpfen hatte, nahm Fräulein Hansen [Jacobsen] doch die drei verwaisten Töchter ihres Bruders zu sich und erzog sie zu tüchtigen Menschen. Nachdem sie alt geworden war und ihre Schule aufgeben mußte, bezog sie ein stilles Stübchen im Kloster St. Jürgen. Ich habe sie dort noch mitunter besucht. Sie hatte ganz vergessen, daß ich eine so schlechte Schülerin war und war immer freundlich und gut zu mir. Seit vier Jahren schläft sie unter einer grünen Rasendecke auf dem St. Jürgenfriedhofe,²¹ auf dem sich auch unter alten Linden unsere Familiengruft²² befindet.

Abbildungsnachweis: Storm-Archiv, Husum

Anmerkungen

Abgekürzt zitierte Literatur: LL: Theodor Storm. Sämtliche Werke in vier Bänden, hrsg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Bd. 1–4, Frankfurt am Main 1987–1988

- 1 Vgl. dazu meine Kurzbiographie „Gertrud Storm – Ein Leben für den Vater“ (mit einer Chronik), in den Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 36 (1987), S. 61–67.
- 2 Gertrud Storm sagt selbst in dem vorliegenden Aufsatz, dass sie „bald das sechzigste Jahr erreicht habe“ und dass ihre Lehrerin Sophie Jacobsen (im Text „Fräulein Hansen“, s. in der Einleitung weiter unten), die Gründerin der Höheren Töchterschule, „vor vier Jahren“ gestorben sei. Sophie Jacobsen verstarb am 26. Januar 1917 im Alter von 87 Jahren. Von da aus ergibt sich die Datierung des Manuskripts auf das Jahr 1921. – Zur Geschichte der Höheren Töchterschule (Theodor-Storm-Schule) vgl. die Schulchroniken „Theodor-Storm-Schule Husum 1866–1966. 100-Jahrfeier“ (Husum [1966]) und „125 Jahre Theodor-Storm-Schule“ (Husum 1991). Zu Sophie Jacobsen s. bes. auch Jürgen Dietrich, Sophie Jacobsen – Höhere Bildung auch für Mädchen, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 8 (2002), S. 82–100.
- 3 Vgl. die vor. Anmerkung.
- 4 Zu Grelstorff vgl. Jürgen Dietrich, Leben und arbeiten in Husum vor hundert Jahren. Dargestellt am Aufstieg des Malermeisters Julius Grelstorff, Husum 1983 (Schriften des Nissenhauses 19).

- 5 Klippschule ist eine Art Vorschule. Theodor Storm selbst hat so eine „Klippschule“ besucht, die „Mutter Amberg“ leitete. Vgl. Storm in: „Aus der Jugendzeit“ (LL 4, 1988, S. 427).
- 6 Gertrud Storm verwechselt hier die Räume, in denen die Klippschule untergebracht war, mit denen der „Höheren Töchterschule“. Vgl. dazu Jürgen Dietrich (wie Anm. 2, S. 83), der angibt, dass im Haus des Bäckermeisters Dittmann (Husum, Großstraße 7) Sophie Jacobsen im November 1866 ihre „Höhere Töchterschule“ eröffnete.
- 7 Vgl. Theodor Storms „Briefe in die Heimat“ (hrsg. von Gertrud Storm, Berlin 1907), S. 20 (Brief vom 3.11.1853).
- 8 Das erste Husumer Museum befand sich damals im Stammhaus der Familie Woldsen: Husum, Hohle Gasse 8.
- 9 Die „Privatschule“ ist die „Höhere Töchterschule“ von Sophie Jacobsen (vgl. dazu Jürgen Dietrich: Sophie Jacobsen, wie Anm. 2).
- 10 In den „Zerstreuten Kapiteln“ (LL 4, 1988, S. 139 ff.) beschreibt Storm u. a. den Amtschirurgus, der auf dem Rathausboden hauste, Lena Wies, die in einem „niedrigen Häuschen“ in der Langenhamstraße 9 wohnte, oder das „Urgroßvater-Haus“ an der Ecke Schiffbrücke / Twiete.
- 11 In der „Wasserreihe“ Nr. 31 stand das Elternhaus Gertrud Storms, das heutige Storm-Haus (Museum).
- 12 Gemeint ist das Haus des Kaufmanns Homfeld, Husum, Markt 12. Vgl. dazu Jürgen Dietrich: Sophie Jacobsen, wie Anm. 2, S. 84 u. Abb. S. 85.
- 13 Das Haus an der Schiffbrücke (Ecke Twiete) ist das Haus der Urgroßeltern des Dichters: vgl. Theodor Storm in: „In Urgroßvaters Hause“ (LL 4, 1988, S. 190–203).
- 14 Wortlaut des Textes hier nach Theodor Storm: „In Urgroßvaters Hause“ (LL 4, 1988, S. 193).
- 15 Weites Oberkleid.
- 16 Ingwer Woldsen (1785–1857), das Vorbild für den „Weihnachtsonkel“ in Storms Novelle „Unter dem Tannenbaum“ (LL 1, 1987, S. 194 ff.), hatte sein Haus und Geschäft in der Husumer Krämerstraße (damals IV. Quartier Nr. 188); das Haus wurde später abgerissen (heute Firma C. J. Schmidt).
- 17 Das Haus an der Ecke Krämerstraße / Markt (heute Schuhgeschäft) mit der hier nicht ganz richtig zitierten Inschrift über dem Eingang ist der Schauplatz der Novelle „Aquis submersus“ (vgl. dazu LL 2, 1988, S. 384 und S. 924).
- 18 „... auf dem oberen Flur ...“, „...am geschnitzten Treppengeländer lehnend ...“: Hier schildert Gertrud Storm den oberen Flur in ihrem Elternhaus, Husum, Wasserreihe 31.
- 19 „Rauhes Haus“: 1833 gegründete Anstalt zur Betreuung gefährdeter Jugendlicher. Theodor Storm hat später (1881) den „jungen Wichern“ im „Rauhen Haus“ im Hamburger Stadtteil Horn besucht (Brief an Wilhelm Petersen vom 3.6.1881, s. Theodor Storm – Wilhelm Petersen. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg.: Brian Coghlan, Berlin 1984, S. 102).
- 20 Im Frühjahr 1880 wurde Theodor Storm pensioniert; er zog nach Hademarschen und errichtete sich dort eine Altersvilla.
- 21 Jürgen Dietrich: Sophie Jacobsen, wie Anm. 2, S. 97, hat nachgewiesen, dass Sophie Jacobsen auf dem Neustädter Friedhof beigesetzt wurde.
- 22 Theodor Storm starb am 4. Juli 1888 und wurde am 7. Juli 1888 in der Storm-Woldsenschen Familiengruft auf dem St. Jürgenfriedhof beigesetzt.

Ein wiederentdeckter früher Entwurf für das Husumer Asmussen-Woldsen-Denkmal

Von Rüdiger Articus

Die Bestrebungen der Husumer Bürgerschaft, namentlich die des Bürgervereins, hatten im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dazu geführt, Gelder anzusammeln, um in absehbarer Zeit den groszen Wohltätern der Stadt: Katharina Asmussen und August Friedrich Woldsen ein Denkmal errichten zu können, welches das Andenken an die beiden gütigen Menschen für immer festhalten sollte.

Für das Denkmal war bis Neujahr 1898 die Summe von 7300 M. gesammelt und bei der Husumer Sparkasse belegt; hierunter waren 2000 M., die von G. H. Lorenzen Witwe in Hamburg gegeben waren.

Im März 1898 klärte sich die Angelegenheit, nachdem das Komité mit dem Professor Brütt verhandelt hatte, dahin, dasz das Denkmal in Form eines Brunnens geschaffen und auf dem Marktplatz vor der Kirche errichtet werden sollte.

Im September 1901 wird die Sammlung von Beiträgen innerhalb der Bürgerschaft erneuert und erhöht sich die zur Verfügung stehende Summe auf 11884 M., sodasz, als Frau Lorenzen, Hamburg, am 28. Dezember 1901 nochmals 5000 M. stiftete, eine Summe von rd. 17000 M. vorhanden und die Denkmalsfrage nunmehr sichergestellt war. Der Magistrat hatte sich Frau Lorenzen gegenüber verpflichtet, dasz das Denkmal auf dem Marktplatze vor der Kirche errichtet und bis zum 1. April 1903 fertig gestellt sein solle.

Die Herstellung des Denkmals wird dann bald an Professor Brütt übertragen und konnten in einer Sitzung der städtischen Kollegien am 18. April 1902 die vom Künstler vorgelegten Entwürfe freudig gutgeheissen werden. Der granitne Unterbau ist auf 14000 M., die Hochstellung der Figur auf 6–7000 M. veranschlagt. In einer weiteren Sitzung am 8. Mai 1902 wird in Gegenwart des Künstlers endgültig die Art und Weise der Herstellung des Ehrenmals festgelegt. Die Arbeiten wurden dann soweit gefördert, dasz am 18. August mit der Aufstellung begonnen und am 1. September 1902 das Denkmal fertig stand. Zur Enthüllungsfeier wurden die Angehörigen der Familien Asmussen und Woldsen, soweit sie bekannt und erreichbar waren, eingeladen. Die Feier fand am 5. Oktober 1902 am Denkmalplatze vor der Kirche statt.

Die Festrede hielt der Vorsitzende des Bürgervereins, Rektor Siemonsen; unter seiner bilderreichen, die Herzen der Zuhörer packenden Weihrede, voller Dank an die hochherzigen Stifter des groszen Vermächtnisses, fällt die Hülle von dem schönen, kunstvollen Werke und [es] wird vom Redner der Stadt übergeben. Bürgermeister Menge, welcher alle Vorarbeiten für die Errichtung und die Enthüllungsfeier mit groszem Geschick und unermüdlichem Interesse geleitet hatte, war durch Krankheit verhindert, an der Feier teilzunehmen. An seiner Stelle über-

nimmt der Beigeordnete Senator Thomas Thomsen das Denkmal namens der städt. Kollegien auf die Stadt. Er dankt den Gebern für die reichen Spenden und namentlich Frau Lorenzen für ihre erheblichen Zuwendungen; ferner dem Schöpfer des Denkmals, Professor Brütt, welcher mit seiner Gemahlin der Feier beiwohnt. Auch den zur Teilnahme an der Feier erschienenen Verwandten und Freunden der Familien Asmussen und Woldsen, von denen Frau Lorenzen, Hamburg, Woldsen aus Kolding und ein Neffe von August Friedrich Woldsen anwesend sind, wird namens der Stadt für ihre Teilnahme und ihr Interesse Dank gesagt.

Bei Beendigung der Rede des Stadtvertreters beginnen die Wasser des Brunnens ihren rieselnden Lauf, während der Chor des Stormschen Gesangvereins das Stormlied „Am grauen Strand am grauen Meer“ kraftvoll über das enthüllte Kunstwerk und die zahlreiche Zuhörerschaft hintönen lässt.

Das Material des Brunnens besteht aus grauem Granit. Der äussere Rand des unteren sehr groszen Beckens ist ca. 70 cm. hoch. Sobald das Wasser im Becken eine bestimmte Höhe erreicht, wird es von vier am Rande des Beckens eingebauten Ochsenköpfen aufgesogen, sodasz es nicht über den Rand wegfliessen kann. Aus dem Becken erhebt sich das Postament, bei dessen Aufbau man zufällig auf einen Eckstein der Turmmauer der alten 1807 abgebrochenen Marienkirche stiesz, der unberührt an seiner Stelle blieb und jetzt dem Brunnen als Fundament dient. An dem Postament ist in einem flachen Relief eine weibliche Gestalt, vor der Kinder einen Reigen aufführen (Hindeutung auf die Warteschule), abgebildet; ebenso der „rote Heuberg“ und die Wappen von Schleswig u. Holstein und Husum. Auf dem Postament ruht das Mittelbecken, dessen oberer Rand in acht Feldern die Widmung enthält: Katharina Asmussen, Friedrich Woldsen, aus Dank, errichtet, von Husum, A. D. 1902. Durch acht Fischköpfe an dieser Schale ergieszt sich das Wasser in das untere Becken. Auf einem mit Ornamenten verzierten Granit Viereck in der Mitte der Schale steht die prächtige, in Bronze ausgeführte Figur eines Mädchens in friesischer Tracht, das ein starkes Ruder in der Hand trägt. Ihr Gesicht ist der See zugekehrt, und kräftig schreitet sie gegen den Wind an. Zu der Figur hat dem Künstler eine Husumerin als Modell gedient. Die Husumer Jugend sieht in der Figur aber nur die grosze Wohltäterin verkörpert und nennt sie nur: „Die Tine“.

Die Errichtung des Denkmals erforderte einen Kostenaufwand von 25780 M.; die Sammlung einschliesslich der Zinsen ergab 17740 M. Die Mehrausgabe von 8040 M. wurde auf die Stadtkasse übernommen.

Zum Heimatsfeste und Stadtjubiläum im Jahre 1903 wurden vom Senator Johann Christiansen, der noch bei Ingwer Woldsen in der Krämerstrasse die Handlung erlernt hatte, 2 Kandelaber zur Vervollständigung der Denkmalsanlage gestiftet.

Viele Husumer Geschlechter werden alle Zeit ihre Augen freudig auf dem Kunstwerke ruhen lassen, und Generation auf Generation wird die Edeltat der beiden Sprossen des Asmussen-Woldsen-Geschlechts dankend in Erinnerung behalten; werden doch Jahr um Jahr die Wohltaten der Stiftung Freude und Segen über Husumer Bürger und vornehmlich über die Jugend breiten können. Waren doch von 1876 (dem ersten Jahre der Wirksamkeit der Stiftung) bis zum Jahre

1902 nicht weniger als 350000 M. zur Erleichterung der Stadt- und Kirchensteuer und 200000 M. an Stipendien für Studierende, Seminaristen und Schüler, an Gehaltszulagen für Lehrer, Unterstützungen an alte Bürger, Dienstboten, Aussteuer für Bürgertöchter, für die Warteschule und zur Verschönerung der Umgebung der Stadt aus der Stiftung zur Verteilung gelangt.

Die Inflation und die Landkrise der schweren Nachkriegsjahre sind natürlich auch an der Stiftung nicht ohne harte Einbuszen und Schmälerungen vorübergegangen, aber die Hoffnung auf bessere Zeiten, dürfen mit der Allgemeinheit des deutschen Volkes auch nicht die Husumer Bürger fallen lassen. Der Segen der grossen wohlthätigen Stiftung wird bleiben, trotz Allem!

Husum, im August 1931.

J. Henningsen.

In diesem im Jahre 1932 an entlegener Stelle veröffentlichten Beitrag¹ aus der Feder des Husumer Oberstadtssekretärs und nebenamtlichen Stadtarchivars Johannes Henningsen (1857–1947), der viel Material zur Husumer Stadtgeschichte gesammelt und zahlreiche Artikel dazu, meist in den Husumer Nachrichten, veröffentlicht hat, wird die Geschichte des weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannten Wahrzeichens, des Asmussen-Woldsen-Brunnens mit der „Tine“, erzählt. Über die bereits kurz nach der Einweihung vor über 100 Jahren volkstümlich gewordene Frauenfigur des Bildhauers Adolf Brütt (1855–1939), die den Brunnen krönt, ist schon, besonders in Zusammenhang mit seinem Schöpfer, verschiedentlich veröffentlicht worden.²

Kaum bekannt aber ist, dass es ursprünglich ganz andere Entwürfe für das Asmussen-Woldsen-Denkmal und statt eines Denkmals auch die Idee eines Volkshauses zu Ehren der Stifter gegeben hat.

Es ist das Verdienst des Husumer Journalisten und Stadtgeschichtlers Jürgen Dietrich, darauf hingewiesen zu haben, dass die Denkmalgeschichte bis auf das Jahr 1890 zurückgeht,³ als in der Generalversammlung des Husumer Bürgervereins am 22. März 1890 der Kaufmann Rickleff Friedrich Bischoff (1838–1926) den Antrag stellte, dass der Verein aus seinen Kassenbeständen einen Fonds einrichten möge, um ein Denkmal zum ehrenden Andenken für die Begründer des Asmussen-Woldsen-Vermächtnisses zu schaffen. Der Vorschlag wurde in der Husumer Bevölkerung vielfach diskutiert. Diese Diskussion fand ihren Niederschlag in mehreren Leserbriefen in den Husumer Zeitungen, von denen der Vorschlag des Soziologen Ferdinand Tönnies, statt eines Denkmals ein Volkshaus zu errichten, bemerkenswert ist. Im Husumer Wochenblatt vom 12. Juli 1890 (auch Husumer Nachrichten v. 8. Juli 1890) schrieb Tönnies dazu:

... ein Denkmal kann a u c h eine andere Gestalt haben. ... [Es] sollte vor allen Dingen eine dem Sinne der edlen Stifter angemessene Form erhalten ..., die den in unserer Zeit vorwaltenden Bedürfnissen entspricht. Anerkanntermaßen ist aber das dringendste Bedürfnis die Fürsorge für das leibliche und sittliche Wohl der Arbeiterklasse ... Daher wird Husum eine große und gute That thun, wenn es ein Werk ins Leben ruft, das zur Hebung der Arbeiterklasse dient und die Kluft zwischen Wohlhabenden und Dürftigen

überbrücken hilft. Darum schlage ich vor, daß Husum ... ein Volkshaus erbaue ...

Dieses Volkshaus sollte nach seinen Vorstellungen eine Badeanstalt und einen öffentlichen Lesesaal enthalten, in dem volkstümliche Zeitungen und Bilderschriften, aber auch Spiele wie Domino, Schach und Dame zur Verfügung stehen sollten. Damit alles friedlich hergehe, sollten die Verzapfung und der Genuss von geistigen Getränken und auch das Kartenspielen und Würfeln ausgeschlossen sein. Tönnies hatte die aus heutiger Sicht naive Hoffnung, dieses werde

... den Arbeiter mit dem Gelehrten, den Gymnasiasten mit dem Handwerks- oder Kaufmannslehrling zusammenführen: das würde ein Gewinn für das gegenseitige Verständniß und für die Eintracht sein, welche in einer Stadt so nothwendig ist, wie der Athem im menschlichen Körper.

Zu der Ausführung eines Volkshauses ist es, weil zu kostspielig, finanziell schwierig und in seinem „Nutzen für die Stadt ziemlich fragwürdig“ (Husumer Nachrichten v. 21. August 1890), bekanntermaßen nicht gekommen. Immerhin wurde acht Jahre später am Zingel ein öffentliches Badehaus errichtet.

Die Idee aber, ein Denkmal aus Erz oder Stein errichten zu lassen, blieb in den Köpfen. So hatten schon fünf Jahre, bevor Adolf Brütt sich erstmals 1897 damit befasste, zwei Bürger aus Husum bzw. Rödemis, die auch im weiteren Verlauf der „Denkmalsache“ eine wichtige Rolle gespielt haben, Entwürfe für ein solches Denkmal der Öffentlichkeit vorgelegt. Das Denkmal sollte ursprünglich zum 100. Geburtstag von Catharina Asmussen 1893 fertiggestellt werden. Jürgen Dietrich schreibt dazu 1992 in den „Husumer Nachrichten“: „Beide Entwürfe müssen als verloren gelten. Auch Fotografien davon sind nicht bekannt. Das einzige sind die Beschreibungen in unserer Zeitung, die jetzt nachträglich zum 90. Geburtstag unserer ‚Tine‘ wieder vorgestellt werden.“⁴

Als Fotografie ist einer dieser Entwürfe jetzt wieder aufgetaucht und wird hier erstmals bildlich vorgestellt.

Den ersten Entwurf für ein Denkmal legte der Husumer Maler, Zeichenlehrer, Lehrer für Stilkunde an der Fortbildungsschule, Techniker und Fotograf Friedrich Thomsen (1842–1906) vor, eine Art Universalgenie, von dessen Arbeiten hier einige genannt sind. Eine seiner Fotografien von der Beerdigung Theodor Storms 1888 befindet sich im Nissenhaus. Eine künstlerische Arbeit vom ihm, ein Blumenstillleben, ziert die Rundnische einer frühklassizistischen Regalwand im Verkaufsraum der Husumer Schwan-Apotheke und 1892 wurde nach seinem Entwurf die Fassade des Husumer Rathauses erneuert.

Im September desselben Jahres wurde sein Entwurf für ein Asmussen-Woldsen-Denkmal der Öffentlichkeit vorgestellt. Ein unbekannter Rezensent schrieb in den Husumer Nachrichten vom 17. September 1892 dazu:

Ein Entwurf zu dem Asmussen-Woldsen-Denkmal ist gegenwärtig im Sitzungssaal der städtischen Kollegien ausgestellt. Derselbe ist von der Berliner Bronze-Gießerei Scheffer & Walker [Schäffer & Walcker] unter Berücksichtigung der ihr zugegangenen kritischen Ausstellungen zu der ersten Skizze seitens des Malers Herrn Fr. Thomsen hieselbst ausgeführt und stellt in einer

Gruppe die Mildthätigkeit dar. In der Mitte sitzt eine weibliche Idealfigur (Charitas), zur Rechten derselben steht ein Knabe mit einer Schreibrtafel, zur Linken ein Mädchen mit einer Schüssel, in welcher sich Brod befindet. Die ganze Gruppe macht einen sehr gefälligen Eindruck und würde ein passendes Denkmal der beiden großen Wohlthäter unserer Stadt bilden, da sie der Idee der Wohlthätigkeit in schönster Weise künstlerischen Ausdruck verleiht, und außerdem unserer Stadt zur Zierde gereichen. Leider fehlt immer noch etwa die Hälfte der Mittel zur Ausführung des Denkmals. Der vorhandene Fonds beträgt gegenwärtig erst etwa 3500 Mark, während die Kosten des Denkmals sich auf das Doppelte belaufen werden. Hoffentlich wird die fehlende Summe recht bald zusammen kommen, damit das Denkmal noch im nächsten Jahr, in welches bekanntlich der hundertjährige Geburtstag von Fräulein Asmussen fällt, enthüllt werden kann.

Das in Berlin angefertigte Modell nach dem Entwurf Friedrich Thomsens – ob aus Bronze, aus Gips oder anderen Materialien hergestellt, ist unbekannt – hat sich offensichtlich nicht erhalten oder ist in keine öffentliche Sammlung in Husum gelangt. Auch eine Anfrage bei der 1855 in Berlin gegründeten und heute in Gifhorn und Wolfenbüttel ansässigen Bronze gießerei Schäffer & Walcker (heute im Bereich Heizung, Lüftung, Sanitär tätig) ergab leider kein positives Ergebnis. Unterlagen oder mögliche Gussmodelle zum Husumer Denkmal sind dort nicht mehr vorhanden, sodass das Aussehen des ersten Entwurfes für das geplante Denkmal vorerst unbekannt bleiben wird. Die Berliner Bronze gießerei war seinerzeit für ihre Bronzedenkmal er bekannt. Mehrere Bismarckdenkmäler, z. B. der Bismarckturm in Quern in Angeln (1903) und die Bismarcksäule bei Viersen am Niederrhein (1901) oder das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. (Reiterstandbild) in Karlsruhe (1897), sind in dem Berliner Betrieb entstanden.

Der zweite Künstler, der einen Entwurf, angelehnt an den seines Künstlerkollegen Thomsen, vorgelegt hat, war der in Rödemis lebende „künstlerische Wunderknabe aus Husum“, der akademische Maler und „Gebrauchsgraphiker“ Jan Hamkens (1863–1918), der in München, Düsseldorf und Karlsruhe an den dortigen Akademien studiert hatte.⁵ Hamkens hat besonders durch seine Tätigkeit beim 300-jährigen Stadtjubiläum im Jahre 1903 Spuren hinterlassen, wovon Plakate, Postkarten, Schriften und die graphische Umsetzung der Husumer „Stadtgöttin“, der „Tine“, für allerlei diesbezügliche Druckerzeugnisse künden.

Zu seinem Entwurf für das geplante Denkmal schreiben die Husumer Nachrichten vom 4. Oktober 1892:

Der akademische Maler Herr Hamkens hierselbst hat einen Entwurf zum Asmussen-Woldsen-Denkmal gemacht, der gewissermaßen eine Kritik des ausgestellt gewesenen Berliner Modells enthält. Derselbe stellt im wesentlichen dieselbe Gruppe dar,



Abb. 1: Jan Hamkens, 1894



Abb. 2: Entwurf für das Asmussen-Woldsen-Denkmal von Jan Hamkens, 1892 (Fotografie von Th. E. Zacharias, Husum)

ist jedoch in der Massenverteilung gefälliger und in den Einzelheiten viel lebendiger. Der Entwurf zeigt, dass Herr Hamkens auch in der Lösung einer solchen Aufgabe es zur Meisterschaft gebracht hat.

Der wohl verschollene Entwurf ist glücklicherweise seinerzeit vom mehrfach prämierten Husumer Fotografen Th. E. Zacharias († vor 1900), der in der Neustadt, im Hause 6. Quartier Nr. 172 (seit 1899 Neustadt Nr. 21), sein Atelier hatte, fotografiert und so in der fotografischen Vervielfältigung der Husumer Bevölkerung und kunstinteressierten Kreisen zugänglich gemacht worden, wie ersichtlich wurde, nachdem Verf. ein Exemplar der – bisher ebenfalls verlorenen – Fotografie erwerben konnte. Sie hat die Maße 14,6 x 10 cm und gibt die Blattbezeichnungen „Entwurf zu einem A. W. = Denkmal.“ (oben links) und „Jan Hamkens 92“ (unten rechts) zu erkennen.

Im Zusammenhang mit dem Hamkenschschen Entwurf ist eine Notiz in den Eiderstedter Nachrichten vom 7. November 1892 von Interesse, in der Folgendes zu finden ist: „Das Denkmal wird voraussichtlich nach dem Hamkenschschen Entwurf von einem Lehrer an der Kunstakademie in Berlin ausgeführt.“⁶⁶ Welcher Lehrer an der Berliner Akademie damit gemeint war, ergibt sich daraus

leider nicht. Hatte man zu diesem Zeitpunkt möglicherweise schon an den gebürtigen Husumer Adolf Brütt gedacht, der zu dieser Zeit in Berlin Mitglied der Königlichen Akademie der Künste gewesen ist,⁷ aber erst 1897 nach einem vorausgegangenem Besuch des Husumer Malers Friedrich Thomsen offiziell aufgefordert worden war, einen Denkmalentwurf abzuliefern?

Was sich im weiteren Verlauf bis 1897 in der Denkmalangelegenheit getan hat, ist weitgehend unbekannt. Lediglich in einem Schreiben des Komitees zur Errichtung eines Asmussen-Woldsen-Denkmal an den Staatsminister und Oberpräsidenten Ernst Matthias von Köller in Schleswig vom 13. April 1901 wird etwas darüber berichtet.⁸ So geht daraus hervor, dass der Husumer Bürgerverein bereits Geld für das Denkmal hatte sammeln lassen,⁹ man aber über die Art des Denkmals keine Einigung erzielen konnte – hierdurch kamen die Entwürfe von Thomsen und Hamkens nicht zur Ausführung.

Im Laufe der Zeit habe sich dann, so heißt es in dem Schreiben weiter, herauskristallisiert, dass ein Denkmal in Form eines Brunnens die beste Möglichkeit sei. Allerdings konnte der Bau eines solchen Brunnens erst in Angriff genommen werden, als klar war, dass Husum eine „Centralwasserleitung“ bekommen werde, die eine Speisung des Brunnens ermögliche.

Zwar waren die beiden Husumer Künstler Thomsen und Hamkens mit ihren eigenen Entwürfen gescheitert, als Mitglieder im Denkmalkomitee aber haben beide doch erheblichen Anteil an der Verwirklichung des Denkmalprojektes bis zur Fertigstellung im Jahre 1902 gehabt.

Und Jan Hamkens kam auch als bildender Künstler acht Jahre nach Einweihung des Asmussen-Woldsen-Brunnens noch zum Zuge, als im Jahre 1910 die den Brunnen flankierenden Kandelaber aus dem Jahre 1903 erneuert wurden,



Abb. 3: Das Asmussen-Woldsen-Denkmal mit einem der im Jahre 1903 errichteten Kandelaber. Postkarte, 1909, aus dem Verlag H. C. Caspersen, Husum



Abb. 4: Der Husumer Marktplatz mit der „Tine“ und einem der 1910 nach einem Entwurf von Jan Hamkens geschaffenen Kandelaber (1914 abgestempelte Postkarte)

worüber das Husumer Wochenblatt vom 8. Januar und 5. März 1910 berichtete:

Heute Vormittag wurde der Standort der neuen Kandelaber beim Denkmal auf dem Markt durch eine Kommission endgültig festgestellt. Da das Licht in Zukunft so viel höher sein wird, werden die Kandelaber etwas weiter nach vorne gerückt wie die bisherigen. Die Kandelaber, die für elektrisches Licht hergerichtet werden, werden unter Benutzung der früheren in Kunstschmiedearbeit nach einem Entwurf des Herrn Maler Hamkens durch Herrn Schlosser Levens hierselbst ausgeführt. Die Kandelaber sind bekanntlich ein Geschenk des Herrn Senator emer. Joh. Christiansen.

Auf dem Marktplatz sind jetzt die beiden neuen von Herrn Senator a. D. Joh. Christiansen gestifteten Kandelaber für die elektrische Beleuchtung aufgestellt. Die schlanken Masten sind sehr hübsch nach Zeichnung des Herrn Kunstmalers Hamkens von Herrn Schlossermeister Levens hierselbst in Kunstschmiedearbeit hergestellt. Da die Masten etwas weiter vom Denkmal abgerückt sind wie die früheren und mit dem Denkmal nicht wie bisher in gleicher Front stehen, hat der Gesamteindruck, den die Gruppe macht, sich wesentlich gegen früher verbessert. Demnächst wird auch das elektrische Licht an den Kandelabern in Tätigkeit treten.

Von den ersten Kandelabern aus dem Jahre 1903 verwendete man den Fuß und die Lampenaufhängung. Auch die Tordierung des Lampenmastes wurde beim Hamkenschens Entwurf wieder aufgegriffen. Die 1910 aufgestellten Kandelaber nach dem Entwurf von Hamkens wurden um 1937/38 durch dreiarmige Betonleuchter ersetzt. Damit verschwand der letzte öffentliche, wenn auch den Husu-

mern wohl kaum noch bekannte Hinweis auf die Beteiligung des „künstlerischen Wunderknaben aus Husum“ am Projekt „Asmussen-Woldsen-Denkmal“.

Die Betonleuchter sind 1958 bei der Neugestaltung der gesamten Husumer Straßenbeleuchtung beseitigt und durch weiter entfernt angebrachte Laternen im Stile der Zeit ersetzt worden. Auch Letztere sind heute vom Marktplatz verschwunden.

Abbildungsnachweis: Abb. 1 Nissenhaus Husum; Abb. 2–4: Rüdiger Articus nach eigener Sammlung

Anmerkungen

- 1 Johannes Henningsen, Das Asmussen-Woldsen-Denkmal in Husum, in: Johan Frederik Woldsen (Hrsg.), *Stamtavle over slægten Woldsen samt nogle optegnelser om slægten Asmussen*, København 1932, S. 50 f. (Manuskript dazu im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Abt. J 23 Nr. 87). Orthographie und Interpunktion des Originaltextes wurden beibehalten, offensichtliche Verschreibungen stillschweigend korrigiert.
- 2 Rüdiger Articus, Ein Husumer Wahrzeichen wurde 90 Jahre alt, in: *Die Heimat* Jg. 100, 1993, S. 47–51.
Uwe Carstens, Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Eine Biografie, Norderstedt 2005, S. 120–123.
Rüdiger Otto, Statt Denkmal – lieber Volkshaus. Die Husumer entschieden sich aber vor 90 Jahren für „Tine“, in: *Husumer Nachrichten* v. 5.10.1992.
Rüdiger Otto, Klotzen als Stein des Anstoßes. Briefwechsel von Menge und Brütt über „Tines“ Fußbekleidung, in: *Husumer Nachrichten* v. 6.10.1992.
Brar V. Riewerts, Die Stadt Husum in Geschichte und Gegenwart, Husum 1969, S. 53–56.
Brar V. Riewerts, Ein Denkmal für Husum. 80 Jahre Tinebrunnen, Husum 1982.
Cornelius Steckner, Der Bildhauer Adolf Brütt, Husum 1978 (Schriften des Nissenhauses 13).
Cornelius Steckner, Der Bildhauer Adolf Brütt. Schleswig-Holstein. Berlin. Weimar. Autobiographie und Werkverzeichnis, Heide 1989 (Schriften der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek 9), S. 210–212 Nr. 205, 206.
Reinhold Stolze, Eva, Tine, und Diana – Adolf Brütt, Leben und Werke. Ein Meister deutscher Bildhauerkunst, Rendsburg 1955, S. 25 f.
- 3 Jürgen Dietrich, Vor der „Tine“ eine andere Idee. Jan Hamkens kritisierte die „Caritas“ von Friedrich Thomsen, in: *Husumer Nachrichten* v. 27.11.1992.
Jürgen Dietrich, Ehrung für zwei sehr spendable Bürger. Vom Husumer Bürgerverein kamen Idee und erstes Geld für ein Asmussen-Woldsen-Denkmal, in: *Husumer Nachrichten* v. 12.12.1992.
Jürgen Dietrich, Ein Choral für die verhüllte Fischersfrau. Tine ein Dank an Wohltäter der Stadt: Anna Catharina Asmussen und August Friedrich Woldsen, in: *Husumer Nachrichten* v. 2.10.2002.
Jürgen Dietrich, 100 Jahre Tine. Großer Tag zu Ehren der „Tine“. Buntes Programm auf dem Marktplatz. Von der Idee bis zur Einweihung, in: *Husumer Nachrichten* v. 4.10.2002.
- 4 Jürgen Dietrich in: *Husumer Nachrichten* v. 27.12.1992, vgl. vor. Anm.
- 5 Hans-Jürgen Krähe u. Klaus Lengsfeld, Jan Hamkens (1863–1918). Der „künstlerische Wunderknabe aus Husum“, Husum [2000] (Schriften des Nordfriesischen Museums Ludwig-Nissen-Haus Nr. 57).
- 6 Zitiert n. Hans-Jürgen Krähe u. Klaus Lengsfeld, wie vor. Anm., S. 15.
- 7 Steckner 1989, wie Anm. 2, S 143.
- 8 Riewerts 1982, wie Anm. 2, S. 44.
- 9 In dem Schreiben wird irrtümlich auch mitgeteilt, der Bürgerverein habe sechs Jahre zuvor, also 1895, die Errichtung eines Denkmals für die Familien Asmussen-Woldsen angeregt.

NS-Machenschaften gegen Familie Topf und ihre Firma in Husum 1940–1942

Auseinandersetzungen wegen Euthanasie – Gestapohaft der Geschäftsführung – Zwangsverwaltung

Von Christian M. Sörensen

Die Familie Topf und ihr mittelständischer Betrieb

Aus Unterlagen und mündlichen Informationen, die uns Familie Topf freundlicherweise zukommen ließ,¹ geht hervor, wie eine ganze Familie in der NS-Zeit durch Drohungen, Verhöre und Verhaftungen heimgesucht wurde, weil sie sich nicht willig den Interessen der Partei und ihrer Vertreter anpasste. Eine 15-seitige Darstellung, die der damals 34-jährige Geschäftsführer Ernst-August Topf während seiner Haft im Flensburger Gerichtsgefängnis im Februar 1942 verfasste, und zwar im Auftrage der Verteidigung als Stellungnahme zur Anklage, offenbart ein erschütterndes Bild von Vorgängen der Jahre 1940 bis 1942 und wirft ein bezeichnendes Licht auf Methoden in der NS-Zeit und da besonders in Husum. Auf diese Darstellung stützt sich dieser Beitrag ganz wesentlich, und zur Orientierung geben wir in Klammern die Seiten an. – Wie schon von anderen Husumer Fällen bekannt, gingen die böswilligen Machenschaften von der Husumer Ortsgruppen- und der Kreisleitung aus. Hier sei nur auf die Verfolgung des Bücherrevisors Hans Ausborn verwiesen, die schon in Heft 7 der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ dargestellt worden ist.²

Die Familie Topf führte ein Haushaltswarengeschäft mit großer Eisenwarenabteilung in der Großstraße 16, und zwar im Einzel- und Großhandel. Vor dem Zweiten Weltkrieg beschäftigte der Betrieb bis zu 40 männliche Mitarbeiter. Schon bis 1939 sank ihre Zahl wegen des aufkommenden Arbeitskräftemangels auf 28–32, nach Kriegsausbruch auf 20–22 männliche Kräfte. Hinzu kamen Lehrlinge und weibliche Kräfte. Durch Erklärung zum Wehrwirtschaftsbetrieb wurde die kriegswichtige Bedeutung dieses mittelständischen Betriebes anerkannt. Der Geschäftsinhaber Johannes Topf war 1927 früh im Alter von 45 Jahren verstorben. Die Leitung hatte seine Ehefrau, die Hausfrau Margarethe Topf geb. Petersen, übernommen, und zwar seit 1933 zusammen mit ihrem damals 26-jährigen Sohn Ernst-August, der das Hermann-Tast-Gymnasium bis zur Sekundareife besucht und anschließend – im Unterschied zu seiner Mutter – eine kaufmännische Ausbildung absolviert hatte.

Keine UK-Stellung – Auseinandersetzungen wegen Euthanasie

Dass die Familie den Unwillen der Parteistellen auf sich gezogen hatte, zeigte sich bei ihrem Anliegen um die Jahreswende 1939/40. Nach Kriegsbeginn stellte die Familie einen Antrag auf UK-Stellung (UK = unabhkömmlich) für Ernst-August Topf, zumal der Stand als Wehrwirtschaftsbetrieb dazu berechnigte. Trotz wiederholter Vorstellungen bei den zuständigen Stellen wurde der Antrag aber abgelehnt. Im August 1940 folgte die Einberufung des damals fast 33-jährigen Betriebsleiters (Stellungnahme Ernst-August Topf S. 11 u.). Die wirtschaftlichen Nachteile für die Firma zeigten sich bald und wurden von den Parteistellen für Belästigungen und Übergriffe gegen die Familie genutzt, wie wir noch sehen werden.

Eigentliche Ursache der feindseligen Machenschaften waren offenbar Auseinandersetzungen zwischen Frau Margarethe Topf und dem Kreisleiter Hermann Hansen, die vermutlich schon um die Jahreswende 1939/1940 begannen und im Zusammenhang mit dem NS-Euthanasieprogramm standen. Auf geheimen Befehl Hitlers vom Herbst 1939 wurden unheilbar Kranke, die als „lebensunwert“ angesehen wurden, getötet. Den Ermordungen ab 1940 fielen über 100 000 Erwachsene und 20 000 Kinder zum Opfer. Frau Topf hatte eine spastisch gelähmte Tochter (Marianne, Jg. 1911) und wehrte sich energisch und schließlich mit Erfolg gegen Versuche, ihr Kind in ein Heim zu bringen, weil sie begründeterweise um sein Leben fürchtete.

Wegen massiver Proteste, besonders aus den beiden christlichen Kirchen und von betroffenen Müttern, ließ Hitler im August 1941 die Tötungsaktionen in den Anstalten einstellen.³ Ebenfalls im Sommer 1941 ging Kreisleiter Hansen ins Baltikum, um dort unter Führung von Gauleiter Hinrich Lohse im



Abb. 1: Das 1882 erbaute Geschäftshaus mit der neuen Fassade 1908–1959



Abb. 2: Margarethe Topf geb. Petersen (1885–1965)

sog. „Reichskommissariat Ostland“ in den besetzten Gebieten tätig zu sein. Die Missstimmung in den Husumer Parteistellen gegenüber der Familie Topf schwelte jedoch weiter, zumal der kommissarische Kreisleiter, der Zollbeamte Hinrich Groß, der seit 1933 in der Husumer NSDAP aktiv war, eine ähnlich harte Linie wie sein Vorgänger verfolgte.

Provozierung und Drohung mit der Gestapo wegen einer Lappalie

Im November 1941 setzten neue, härtere NS-Maßnahmen gegen die Familie Topf ein. Sie begannen mit einem Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe (OG) Husum vom 11. November 1941. Darin wurden der Firmenleitung „absichtliche Sabotage der Parteiarbeit“ und „soziale Mißstände“ vorgeworfen und sogleich mit der Gestapo gedroht. Hintergrund des Sabotagevorwurfs war, dass die Firmenleitung seit Anfang November für private Telefongespräche der Belegschaft eine Gebühr von 20 bzw. 40 Pfg eingeführt hatte, die der NSV (NS-Volkswohlfahrt) zugute kommen sollten. Die OG-Leitung argumentierte, dass der Betriebsobmann Petersen zugleich politischer Leiter sei und von ihr telefonisch nicht auf anderem Wege zu erreichen sei. Die OG werde „Anzeige bei der Gestapo“ erstatten, falls nicht „sofortige Rücknahme“ der Telefongebühr erfolgen würde.

Geschäftsführerin M. Topf war ebenso überrascht wie aufgebracht, leitete den Brief an ihren Sohn beim Militär weiter und bat ihn, die Sache zu erledigen. Sohn Ernst-August nahm um den 22. November einen Kurzurlaub und stellte den Betriebsobmann zur Rede, der aber beteuerte, er hätte „nichts mit der Angelegenheit zu tun und sie nicht veranlasst“. Er wies noch darauf hin, dass es „unstatthaft und ungewöhnlich“ sei, dass der Brief der OG nur eine Unterschrift trage. Es war die Unterschrift des stellvertretenden OG-Geschäftsführers, dessen Tochter, das sei hier nebenbei erwähnt, vor wenigen Jahren im Haushalt Topf angestellt gewesen war und wegen Eigenwilligkeiten zurechtgewiesen worden war.

In ihrer Antwort an die OG stellte die Familie Topf klar, dass sie „selbstverständlich eine Behinderung der Partei“ nicht beabsichtige und dass „Partei- und Behördengespräche selbstverständlich von der Gebühr frei“ seien, ansonsten aber eine Rücknahme der Gebühren aus innerbetrieblichen und Autoritätsgründen unmöglich sei. Diese Antwort enthielt noch ein paar Sätze, die den ohnehin überempfindlichen Parteioberen kaum gefallen konnten, ja sie gereizt haben. Familie Topf legte nämlich „gegen die ungerechtfertigt scharfe Tonart Verwahrung ein ..., in Sonderheit hinsichtlich der Gestapodrohung“. Außerdem wies sie darauf hin, dass Frau T. „bereits seit 1¼ Jahren sich bemühe, der Schwierigkeiten bei

der Führung des umfangreichen Betriebes Herr zu werden“ und dass „wir es für eine dankbarere Aufgabe hielten“, wenn man Frau Topf „bei dieser Sache unterstütze, als sie wegen solcher Lappalie mit der Gestapo bedrohe“ (S.3 o.).

Diese Antwort erreichte wahrscheinlich am 25. November den stellv. OG-Geschäftsführer. Am Abend des 27. November führte dann die Kriminalpolizei Husum in der Firma eine überraschende Haussuchung nach Einkochgläsern durch, offenbar zu dem Zweck, Beweise für einen Verstoß gegen das Kriegswirtschaftsgesetz und damit für einen handfesten Anklagepunkt zu finden. Die Kripo stellte nur etwa 5000 Stück fest, was etwa dem Umsatz eines Monats entsprach und somit nicht ungewöhnlich war.

Festnahmen – Anklage wegen Vergehens gegen die II. Kriegswirtschaftsverordnung

Am nächsten Tag, dem 28. November 1941, setzte die Kripo die Angelegenheit fort, die mit der vorläufigen Festnahme von Margarethe Topf endete. Sohn Ernst-August wurde von seinem 18-jährigen Bruder Hans Gerhard (Jg. 1923) benachrichtigt und eilte, wie er berichtet, „schnellstens meiner Mutter zu Hilfe“ (S.6). In der Firma traf er den Kriminalbeamten O. bei der Besichtigung des Warenlagers an und erhielt auf seine Frage, was hier vorgehe, von ihm zur Antwort, er, Topf, „sei nicht gerufen und hätte hier nichts zu suchen“. Das war gegen 16.30 Uhr. Etwa zwei Stunden später wurde Ernst-August Topf von einer Wehrmachtstreife für vorläufig festgenommen erklärt mit der Begründung, es bestünde Verdunkelungsgefahr. Er wurde zu den neuen Husumer Kasernen an der Flensburger Chaussee gebracht, wo er bis zum 5. Dezember 1941 blieb. Danach kam er ins Militärgefängnis nach Flensburg und dann ab dem 10. Dezember 1941 ins Gerichtsgefängnis, Südergraben 24 in Flensburg.

Frau Topf war im Frauengefängnis in Kiel untergebracht.

Gegen Mutter und Sohn wurde Anklage wegen Vergehens gegen die II. Kriegswirtschaftsverordnung erhoben (S. 11 u.). Es wären Waren böse zurückgehalten worden (S. 10 u.). Erst am 8. Dezember 1941, also 10 Tage nach seiner Festnahme, wurde Ernst-August vernommen (S. 7 m.). Aus dem Haftbefehl, den Zeugenprotokollen und der Anklageschrift erfuhr er durch den Gerichtsoffizier nur wenige Angaben, die aber offenbar zur Erhärtung der Anklage völlig entstellt waren. So waren aus einer Bestandsaufnahme des inzwischen eingesetzten Treuhänders von etwa 8000 Einkochgläsern plötzlich 80 000 Stück geworden (S. 6 o.) und der Gesamtbestand des Warenlagers wurde nun mit 500 000 Stücken angege-



*Abb. 3: Ernst-August Topf
(1907-1942)*

ben, obwohl er nur 130 000–155 000 betrug, eine Schätzung, die auch durch die Aufnahme des Treuhänders bestätigt wurde (S. 5 u.).

Auf den weiteren Vorwurf „soziale Mißstände“ gegenüber der Belegschaft – im NS-Sprachgebrauch hieß sie „Gefolgschaft“ – war Topf in seiner Antwort an die OG vom 22. November 1941 gar nicht eingegangen, da keine Anhaltspunkte angegeben waren und der Vorwurf ohnehin abwegig erschien. In seiner Stellungnahme vom 9. Februar 1942 nun hat Topf ausführlich dargelegt, dass die Firma sehr wohl sozial eingestellt sei und für ihre Mitarbeiter gesorgt habe. So habe die Firma den Arbeiter-Bauverein mit günstigen Krediten versorgt. Außerdem hätten mehrere Mitarbeiter ein eigenes Haus. Auch die lange Zugehörigkeit vieler Mitarbeiter spreche für die Firma. Das alles sei um der Menschen willen und nicht aus Propagandagründen geleistet worden oder gar öffentlich bekannt gemacht worden.

Willkürliches Verfahren – Haft mit Schikanen

Es ist schon angedeutet worden, dass hier kein sauberes rechtsstaatliches Verfahren ablief. Das zeigt schon die Provozierung und Einleitung des Verfahrens: Eine Parteistelle erhebt unsinnige und haltlose Vorwürfe, es folgt eine Anzeige und die Kripo führt sogleich eine Haussuchung durch und, was hier noch ergänzt sei, schüchtert dabei auch noch lautstark die Belegschaft mit Gestapodrohungen ein, um die gewünschten Zeugenaussagen zu erhalten. Obendrein erscheint eine von der Parteistelle angeforderte Militärstreife prompt zur Festnahme.

Eine Nebenbemerkung: Nicht wenige während der NS-Zeit von der Partei bedrängte Männer waren freiwillig zurück zur Wehrmacht gegangen, um dort Schutz zu suchen und zu finden. Im vorliegenden Fall zeigt sich aber, dass der Arm der Partei in die Wehrmachtsdienststellen und die Kasernen hineinreichte, das um so leichter, als sie in Zusammenarbeit mit Parteistellen neu eingerichtet worden waren. Die Kreisleitung hatte sogar persönliche Freundschaften zu hiesigen Offizieren aufgebaut.

Zu Recht beklagte Ernst-August Topf in seiner Darstellung, „dass Anzeige und Vollzug von den gleichen Personen betrieben worden sind“, und fügte hinzu, „dass diese Erkenntnis in den manchmal schier endlosen Nachtstunden der vergangenen Wochen der U-Haft meinen Glauben an Recht und Gerechtigkeit schweren Erschütterungen ausgesetzt hat“.

Erschwerend kam hinzu, dass die Inhaftierten mit einer Unzahl von Schikanen behelligt wurden. Dafür nur zwei weitere Beispiele. Erst am 18. Dezember 1941, also drei Wochen nach seiner Festnahme, hatte E.-A. Topf bruchstückhaft Kenntnis vom Inhalt des Haftbefehls und der Anklage erhalten. Dazu wollte und sollte er Stellung nehmen. Doch die Bereitstellung des Schreibmaterials wurde wiederum verzögert und mit Schikanen begleitet, obwohl der Gerichtsoffizier sie ebenfalls am 18. Dezember befohlen hatte. Topf berichtet: „Es bedurfte aber noch zweimaliger Vorstellungen von Herrn Dr. K. [Verteidiger Dr. Otto Kötschau, Flensburg; Sö.], bevor mir dann nach 8 Tagen endlich einige Blatt Papier und ein 3 bis 4 cm langer Bleistift ausgehändigt wurde, mit dem

man in Abständen von 10 Minuten schreiben konnte, da man infolge der Größe einen Schreibkampf bekam. Trotzdem war ich immer noch erheblich günstiger dran als meine Mutter, die z. B. den ihr einmal wöchentlich gestatteten Brief nur in Absätzen schreiben konnte, da sie die Tinte nur kurze Zeit benutzen konnte“ (S. 7 u.).

„Teuflisches Spiel der Intrigen“ mit dem Ziel, die Familie zu ruinieren

E.-A. Topf stellte verbittert fest, dass „diese ganze Angelegenheit ... in ganz kurzer Zeit hätte klargestellt und geregelt werden können. Stattdessen hat man alles getan, um nur ja möglichst Öl zu gießen und so dem teuflischen Spiel der Intrigen“ seinen höchsten Schwung zu geben (S. 7 o.).

Dass die Familie nicht nur psychisch, sondern auch wirtschaftlich ruiniert werden sollte, kam noch durch eine andere Maßnahme zum Ausdruck. E.-A. Topf schreibt: „Man stelle sich das einmal vor, bereits im Vorjahre hatten sowohl meine Mutter als auch ich allein an Einkommensteuer jeder etwa 36.000.– RM – tagaus, tagein etwa 100.– RM – aufzubringen [S. 7 u.]. In diesem Jahr werden es noch mehr sein. – Und im Frauengefängnis Kiel sieht man keine Möglichkeit, einer solchen Frau, die kaum mal weiß, warum sie eigentlich da ist, ein Glas Tinte und Feder im Werte von 0,30 RM so lange zur Verfügung zu stellen, bis sie einmal wöchentlich einen Brief geschrieben hat!“ (S. 8 o.).

In diesem Zusammenhang beklagt er auch die unzureichende Verpflegung. Er wäre froh gewesen, wenn er nur jeden Tag Wasser und Brot gehabt hätte.

Haftentlassung erst nach über fünf Monaten – Tod beim Militär

Der weitere Gang der Dinge musste aus verschiedenen Quellen erschlossen werden und kann hier nur in groben Zügen dargestellt werden. Unter welchen Umständen Ernst-August Topf freigekommen und zur Truppe zurückgekehrt ist, konnte der Verfasser durch Nachforschungen im Landesarchiv aufhellen, und zwar anhand der Akten der Justizvollzugsanstalten. Danach erging am 4. Mai 1942 per Telegramm folgende Anweisung des Oberstaatsanwalts Kiel an das Gerichtsgefängnis in Flensburg: „Ernst-August Topf geb. 13.9.1907 sofort aus der Haft entlassen“. Die Gefängnisverwaltung hielt am nächsten Morgen zur Sicherheit Rückfrage in Kiel und vermerkte dann: „Austritt, 11.00“. Am 5. Mai 1942 nach über fünf Monaten Haft war E.-A. Topf wieder frei⁴ und musste sogleich wieder seinen Dienst als Gefreiter bei seiner Wehrmachtseinheit, der Flak-Untergruppe 755 in Flensburg, antreten. Doch schon im Juli fand er ein tragisches Ende. Am 11. Juli 1942 starb Ernst-August Topf im Militärdienst. Der Grabstein auf dem Familiengrab auf dem Husumer Ostfriedhof trägt die Angabe „gef.“, also gefallen. In der Todesanzeige der Familie in den Husumer Nachrichten heißt es: „Er fiel bei einem Tiefangriff englischer Flugzeuge einem feindlichen Maschinengewehr-Geschoß zum Opfer.“⁵ Doch in der Fotokopie dieser offiziellen Version ist handschriftlich – vermutlich von einem Familien-

mitglied – der Satzteil „von einem feindlichen Maschinengewehr-Geschoß“ durchgestrichen und ersetzt durch „von einer deutschen Flak-Granate“.

In der Familie hat sich bis heute der Verdacht gehalten, er sei vielleicht sogar beim Übungsschießen von deutschen Schiffen in der Flensburger Förde aus durch einen verirrten Treffer in seinem Funkerstand auf dem Ufer getötet worden. Unter den Trauernden waren neben seiner Mutter, seiner Schwester mit ihrer Pflegerin und seinem Bruder auch seine Braut genannt, die Lehrerin Lieselotte Dittmer.

Über die Freilassung der Mutter, die nach ihrer Festnahme vom 28. November 1941 ab dem 2. Dezember 1941 im Frauengefängnis in Kiel eingesperrt hatte, kann aus der Akte entnommen werden, dass sie zum gleichen Datum wie ihr Sohn entlassen wurde, und zwar am 4. Mai 1942 direkt nach Husum.⁶ Im Herbst 1942 erklärte der Verteidiger Dr. Otto Kötschau seine Tätigkeit in der „Sondergerichtssache“ beider Personen für beendet. Er schrieb am 15. November 1942 an Frau Topf: „Ihre Begnadigung wird von Dr. Heyen bearbeitet.“ Ob nun in Unkenntnis oder in Gedankenlosigkeit schrieb er da auch: „Ihr Sohn ist erfreulicherweise freigesprochen.“ Das war vier Monate nach dem Tode ein makabrer Satz.

Die schweren Prüfungen sollten für Frau Topf noch weitere drei Jahre dauern. Nachdem zunächst ein Treuhänder und dann ein neuer Prokurist eingestellt worden waren, die Firma also unter Zwangsverwaltung gekommen war, wurde im Jahre 1943 der Betrieb zu seinem Nachteil mit der Husumer Firma Hagge & Schuster „für die Dauer des Kriegszustandes“ zu einer „Arbeitsgemeinschaft“ zwangsvereinigt. Der Vertrag vom 18. April 1943 sah u. a. vor, dass die Fa. Topf alle zwischen dem 18. April und 30. Juni 1943 von Hagge & Schuster eingebrachten Waren zum Verkaufspreis vergüten sollte,⁷ also keinerlei Gewinn erzielen konnte, ja durch die Vertriebskosten noch Verlust machen musste – auch dies ein Anzeichen für die Absicht, die Firma Topf zu ruinieren. Die Belegschaft sank auf etwa acht Personen.

Nach Kriegsende begann der erfolgreiche Wiederaufbau der Firma mit dem jüngeren Bruder Hans Gerhard Topf als Mitinhaber und Geschäftsführer in der Familiengesellschaft mit Mutter und Schwester.⁸

Schlussbemerkungen:

Wiederaufbau der Firma, kein Antrag auf Entschädigung – bei Entnazifizierung belassen

Wieder einmal wird hier in Husum ein Fall sichtbar, in dem der Führungszirkel von Kreis- und Ortsgruppenleitung sein Unwesen treibt und somit Unheil über eine angesehene Familie bringt, noch dazu z. T. aus persönlichen und privaten Beweggründen. Und dabei schwang allem Anschein nach auch das Bedürfnis mit, gegen Personen vorzugehen, weil sie in Bezug auf Besitz und Bildung besser gestellt waren. Wir stellen dieses so ausführlich dar, damit nachfolgende Generationen daraus lernen und damit nie wieder ähnliche Verhältnisse aufkommen. Solche Aufklärung wird eine ständige Aufgabe bleiben.

Die Familie Topf stellte nach 1945 keinen Antrag auf Entschädigung – im Unterschied zu vielen anderen Personen und Betrieben, die ähnlichen NS-Machenschaften ausgesetzt waren und wenigstens um materielle Wiedergutmachung nachsuchten, wie der Aktenbestand im Landesarchiv in Schleswig belegt. Diese Anträge wurden nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG) von 1950 abgearbeitet. – Obwohl die Firma Topf bis zur Währungsreform 1948 nur ganz geringe Lagerbestände hatte, gelang ihr danach in den Aufschwungjahren der Bundesrepublik sehr bald die Gesundung durch eine zukunftsorientierte Geschäftsausrichtung. Daneben beteiligte sich Geschäftsinhaber Hans Gerhard Topf am politischen Wiederaufbau und war als CDU-Mitglied von 1962 bis 1986 Stadtverordneter und lange Zeit Senator in Husum.

Die Familie Topf legte offenbar auch keinen Wert darauf, die Hauptbeteiligten der NS-Machenschaften persönlich auf juristischem Wege zur Rechenschaft zu ziehen. Diese Täter in Husum wurden ohnehin alle im Zuge der Internierung und Entnazifizierung belangt.

Die Entnazifizierung wurde in den 1950er-Jahren abgeschlossen und ist in mancher Hinsicht kritisiert worden. Bundeskanzler Konrad Adenauer hatte am Beginn der Bonner Republik den Besatzungsmächten klar gemacht, dass ein Wiederaufbau ohne die Mitarbeit der ehemaligen NSDAP-Mitglieder nicht möglich sei. Vernünftigerweise wurden die meisten Parteimitglieder als „Mittläufer“ (Gruppe IV) und „Entlastete“ (Gruppe V) eingestuft und sind danach straffrei davongekommen, denn bei aller Unzulänglichkeit im Einzelfall war der abschließende Schuldweispruch für die große Mehrheit der NS-Belasteten und damit deren Wiedereingliederung ein für unser Gemeinwesen hilfreicher Vorgang. So sahen es sogar die meisten von der NS-Verfolgung Betroffenen damals, und so sehen viele es auch heute noch.

Aber die Vergehen und Verbrechen der NS-Zeit müssen auch heute noch vor Augen geführt werden, wenn wir wirklich aus der Geschichte lernen wollen. Deshalb wurde dieser Beitrag geschrieben. Auch wenn hier die Kreisleiter als Personen der Öffentlichkeit genannt werden, so verfolgt der Beitrag nicht die vordergründige Absicht, die Täter von damals nochmals ins Licht zu rücken, sondern möchte es bei der damaligen Entnazifizierung belassen.

Abbildungsnachweis: Alle Aufn. nach Festschrift „150 Jahre Johannes Topf in Husum“, Husum 1985

Anmerkungen

- 1 Für die Bereitstellung von Unterlagen und Informationen danke ich Herrn Rickmer Johannes Topf herzlich. Die Darstellung seines Onkels Ernst-August vom Februar 1942 liegt handschriftlich im Original und maschinenschriftlich in der Abschrift bei ihm vor. Auf diese 15-seitige Abschrift beziehen sich die in den Text eingefügten Seitenangaben.
- 2 Siehe Christian M. Sörensen, Ein Nachtrag: NS-Verfolgung 1933–1939 am Beispiel des Bücherrevisors Hans Ausborn. Husumer Kreisleitung setzte missliebigen Bürgern immer wieder zu, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 7 (2000), S. 53–60. Siehe auch Chr. M. Sörensen, Zur NS-Herrschaft in Husum. Gleichschaltung, SA-Ausschreitungen gegen Freimaurer (1934), Verfolgungen, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 6 (1998), S. 184–116.

- 3 Zum Euthanasiebefehl siehe Hilde Kammer u. Elisabet Bartsch, Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933–1945, Reinbek 1994, S. 63 ff. (rororo Handbuch 6336).
- 4 Nach LAS Abt. 357.1 Nr. 1970 Gerichtsakte Ernst-August Topf.
- 5 Todesanzeige vom 11. Juli 1942 in Husumer Nachrichten; Fotokopie in Familienbesitz.
- 6 Nach LAS Abt. 357.2 Nr. 10026 Gerichtsakte Margarethe Topf.
- 7 Nach Unterlagen im Familienbesitz Topf.
- 8 Siehe Festschriften „125 Jahre Johannes Topf Husum“, Husum 1960, und „150 Jahre Johannes Topf in Husum“, Husum 1985.

Für freundliche Unterstützung danke ich den Herren Dr. Ulf Pingel und Schoen vom Landesarchiv.

Ein Gang durch Husum nach Kriegsende 1945

Bericht der heimatvertriebenen Halina Eichner über Ankunft und erste Nachkriegsjahre

Bearbeitet von Jürgen Dietrich

Vorbemerkung der Schriftleitung:

Halina Eichner geb. Wernerowsky wurde am 17. April 1924 in Thorn an der Weichsel geboren und starb am 4. Juli 2005 in Viöl. Thorn, polnisch Toruń, war 1231 vom Deutschen Orden gegründet worden und stand seitdem unter wechselnder deutscher und polnischer Herrschaft. 1920 wurde Thorn polnisch und war 1939–1945 wieder deutsch. Die junge Halina ließ sich zur Fotolaborantin und Drogistin ausbilden. Bei Kriegsbeginn wurde sie Nachrichten-Helferin bei der Luftwaffe in Danzig-Langfuhr und kam später über Jüterbog zu einer Flugwache ganz in die Nähe Berlins. Die Flucht ab Mitte April 1945 mit dem Schiff über die Ostsee nach Dänemark führte schließlich Anfang Mai nach Flensburg-Mürwik. Von dort ging es zu Fuß nach Husum.

Jürgen Dietrich hat Halina Eichner angeregt, ihre „Lebenserinnerungen“ niederzuschreiben. Er bearbeitete ihre Ende 2003 entstandenen handschriftlichen Aufzeichnungen (in Privatbesitz) und erläuterte sie mit Anmerkungen¹, die wir noch leicht ergänzt haben. Wir haben hier den Text auf die Husumer Zeit, und zwar hauptsächlich nur bis etwa 1950, beschränkt und entsprechend gekürzt. Die Rechtschreibung wurde modernisiert. Als Schriftleiter danke ich herzlich Jürgen Dietrich für seine Arbeit und Fiete Pingel und Klaus Schumacher für die Mithilfe bei der letzten kritischen Durchsicht. Dieser Bericht dürfte gerade bei älteren Husumern viele Erinnerungen wecken.

Christian M. Sörensen

Ankunft in der neuen Heimat

Eine Woche vor Pfingsten 1945² standen gegen Abend mein Mann und ich zusammen mit unseren drei Begleitern, aus Flensburg kommend, in der Flensburger Chaussee am Friedhof und wussten nicht, wo wir die Nacht verbringen konnten. Weiter in die Stadt zu gehen, die wir nicht kannten, trauten wir uns nicht, da wir nicht wussten, was uns erwartete. Nach einiger Zeit kamen zwei ältere Frauen vorbei und sprachen uns an. Nach kurzer Unterhaltung sagte die eine zu mir und meinem Mann: „Ich nehme euch beide zu mir zum Schlafen mit.“ Die anderen sollten weiter in die Stadt gehen. Wir waren so froh, endlich eine Bleibe zu finden.



Abb. 1: Halina Eichner (1924–2005)

Die schöne Überraschung kam aber noch. Die Frau brachte uns in die Osterhusumer Straße Nr. 45. Es war das letzte Haus auf der Nordseite (dort, wo heute die Firma Auto Bruhn steht [jetzt ein Supermarkt]). Ihr Mann war zu Hause. Das Ehepaar hieß Anna und Johann Petersen und war kinderlos. Er war Kutscher eines Pferdtransportwagens bei der Firma Nicolaysen. Wir bekamen ein für die damalige Zeit köstliches Essen: selbst gebackenes Brot, frische Eier und frische Milch. Mit dem Schlafen war es etwas kompliziert. Es gab ein leeres Zimmer mit kaputten Fenstern, die mit Pappe repariert waren. Aber es war Mai. In dieser Straße waren kurz vor Kriegsende Bomben gefallen.³ Die Villa Engelsruh der Familie Goetze/Hamkens und die Villa

daneben waren besonders stark betroffen gewesen. Die Fensterscheiben aller in der Nähe liegenden Häuser waren zu Bruch gegangen.⁴ ...

Johann Petersen holte vom Boden Matratzen und Wolldecken; ein Lager wurde gemacht, wir konnten schlafen. Wir waren so dankbar, dass es noch so liebe Menschen gab. Am nächsten Morgen mussten wir auf die Neustadt zum Viehmarkt. Dort fand im Freien die Entlassung der Soldaten statt. Auf dem Weg von Osterhusum dorthin sahen wir die kleine Stadt Husum zum ersten Mal. Mein erster Eindruck war: ein gemütliches kleines Städtchen. Es wimmelte überall von Soldaten. Unterwegs sprachen uns einige Bewohner an, stellten Fragen, wie das eben so ist. Mein größtes Erstaunen war, wenn ich „Guten Tag!“ sagte, bekam ich als Antwort „Moin, moin!“ Es dauerte lange, bis ich mich daran gewöhnt hatte.

Auf der Neustadt sah ich nur noch Soldaten, Krankenschwestern, Arbeitsdienst. Es war schon Nachmittag, bis mein Mann an der Reihe war, und das auch nur, weil er nur ein Bein hatte und auf Krücken ging. Er wurde zwar entlassen, musste aber für kurze Zeit ins Lager nach Schwesing, wie auch alle anderen verwundeten Soldaten. Ich stand nun da. Was nun? Machte mich auf den Weg zur Familie Petersen. Die freuten sich sehr, dass ich wieder da war. Die hatten ja keine Kinder, ich war so etwas wie Tochterersatz. Am nächsten Tag musste ich die deutsche Kommandantur in der Theodor-Sturm-Straße neben dem Amtsgericht aufsuchen, um entlassen zu werden. Die deutschen Offiziere dort wollten mich zur Entlassung nach Bad Segeberg schicken. Ich weigerte mich und sagte, dass mein Mann im Lager in Schwesing sei. Major Rudolf Uhlmann gab mir daraufhin die Entlassungspapiere und auch einen Bezugsschein für ein Paar Schuhe, einen Rock und einen Pullover sowie etwas Geld. Ein paar Monate später war er Angestellter beim Kreis Husum (damals im Schloss vor Husum).

Ich besuchte dann alle zwei Tage meinen Mann in Schwesing. Es war ein ganz schön weiter Weg, aber ich war jung.

Gang durch Husums Straßen

In der übrigen Zeit begann ich, die Stadt Husum kennenzulernen. Ich fing dort an, wo ich zum ersten Mal Husumer Boden betreten hatte: bei der Flensburger Chaussee. Dort in der Gabelung zur Schleswiger Chaussee gab es eine Tankstelle, die Kurt und Lenchen Schach führten. Wir lernten sie später persönlich kennen. Auf der Nordseite des Osterendes (Nr. 133) lag das Milchgeschäft des Kaufmannes Hans Geertz. Es wurde nach der Währungsreform auch mein Einkaufsladen. Ein Stückchen weiter stadteinwärts (Nr. 107) führte die Familie Hans Iwersen die „Erfrischungsklausen“. Schräg gegenüber an der Ecke Adolf-Menge-Straße lag die Schmiede von Peter Clausen, wo damals noch Pferde beschlagen wurden. Das schaute ich mir immer gerne an. Die paar Autos damals konnte man zählen.

An alle Sachen kann ich mich heute nicht mehr erinnern, manches war mir damals auch nicht so wichtig. In Erinnerung geblieben sind mir die Bäckerei Hans Mölck (Osterende 40) und die Schlachtereier Werner Borrmann (Osterende 42). Das Gasthaus zum Ritter St. Jürgen mit dem kleinen Friedhof und dem Grab von Theodor Storm dagegen interessierte mich mehr. An der Ecke Osterende/Plan gab es damals schon die Bäckerei Brix. Schräg gegenüber, Ecke Kuhsteig/Norderstraße, stand ein altes kleines Haus, in dem sich die Guttempler-Loge befand.⁵ Dort sah ich beim Vorübergehen öfter eine alte Frau sitzen. Eines Tages kam ein junges Mädchen mit einem Soldaten aus diesem Haus. Er war ein Kamerad meines Mannes aus seiner Kompanie. Von ihnen erfuhr ich auch die Bedeutung der Guttempler. Unweit davon auf der gleichen Straßenseite befanden sich die Glaserei Johannsen, daneben das Geschäft der Färberei Sommer und Winkler, einige Häuser weiter das Fischgeschäft Cars-

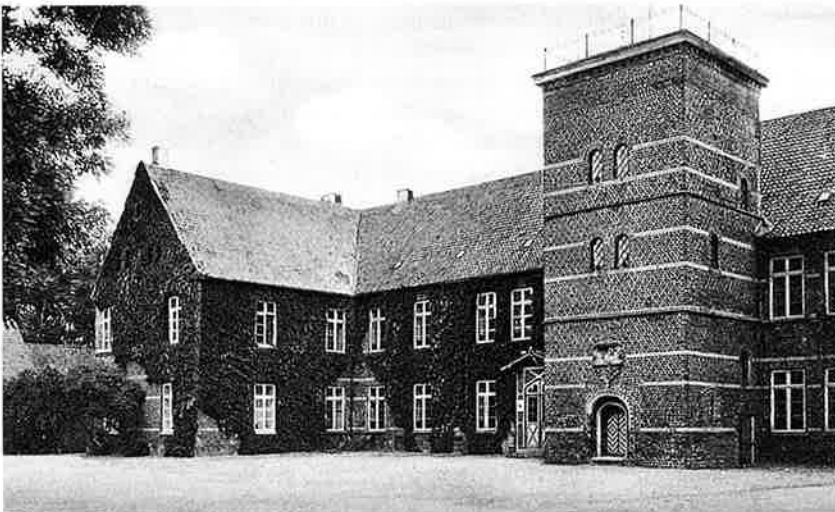


Abb. 2: Schloss vor Husum. Links vom Turm der Eingang in das Landratsamt, hier noch mit einem Windfang aus dem 19. Jahrhundert

tens, geführt von einem älteren Ehepaar und seiner Tochter. Dort gab es auch manchmal Muscheln ohne Lebensmittelkarten.

Das Haus Norderstraße 25 lass ich noch aus. Darüber berichte ich aus bestimmten Gründen später. Auf der linken Seite (Südseite) war ein größeres Geschäft. Ich weiß aber heute nicht mehr genau, was es war. Neben einem Gemüse- und Obstladen lag ein mehrstöckiges Haus, zu dessen Eingang ein paar ausgetretene Sandsteinstufen hinaufführten. Hier befand sich die Werkstatt des Waagenbauers Friedrich Wischnowski (Norderstraße 26).

Nun aber zurück zu uns. Nach drei Wochen wurde mein Mann aus dem Lager Schwesing entlassen. Wir entschlossen uns, in Husum zu bleiben. Ich konnte und wollte auch nicht nach Polen zurück. Mein Mann stammte aus Sachsen, damals noch von den Amerikanern besetzt. Nun hieß es, in Husum eine Bleibe zu finden. Es gab damals so etwas wie eine Wohnungszuteilungsstelle für Flüchtlinge und Heimatvertriebene. Ihnen wurden Zimmer zugeteilt, die bei einheimischen Husumern beschlagnahmt worden waren. Wir hatten ein seltenes Glück und bekamen ein sehr schönes Zimmer im Haus Norderstraße 25 zugeteilt, das der Familie Otto Mannshardt gehörte. In der ersten Etage wohnte eine ältere Dame, Rosa Henrich, Besitzerin der Abdeckerei in Horstedt. In dieser sehr schönen, gepflegten Wohnung bekamen wir ein Zimmer zur Straße, das auch sehr gut eingerichtet war. Nach kurzer Zeit entwickelte sich zwischen uns ein gutes, vertrauensvolles Zusammenleben. Nie haben wir zu spüren bekommen, dass wir Fremde waren. Ich durfte die Küche benutzen, soweit Gas vorhanden war. Da meine Kochkenntnisse nach drei Jahren bei der Luftwaffe gleich null waren, brachte mir Frau Henrich das Kochen bei, was man damals so kochen konnte.

Ich lernte dann die Familie ihres Sohnes Robert kennen. Seine Frau war eine Schwester von Schneidermeister Matthias Andresen, dem späteren Husumer Bürgervorsteher. Die Kinder besuchten oft ihre Oma. Den einen Jungen, er hieß Günther, etwa acht Jahre alt, mochte ich besonders. Seine spätere Entwicklung verfolgte ich mit Interesse. Durch Rosa Henrich lernte ich auch sehr viele alte Husumer Familien kennen. Ich machte Besorgungen für die alte Dame, und so ergab sich das eben. Mein Mann bekam dann auch bald Arbeit und zwar bei der Kreisverwaltung Husum, damals mit Sitz im Schloss vor Husum. Landrat war Werner Kalmus [irrtümlich für Landrat Dr. August Kuhn oder Kuno Tönnies, der Kuhn im Mai 1945 ablöste]. Auf dem Hof des Hauses Norderstraße 25 befand sich eine kleine Werkstatt der Firma Fischer und Tausche.⁶

Nun aber geht es weiter mit meinem Streifzug durch meine neue Heimatstadt. Ecke Norderstraße/Herzog-Adolf-Straße befand sich das Spirituosen-geschäft von Hans Mordhorst. Auf der gegenüberliegenden Seite war ein großes Haus.⁷ Soweit ich weiß, gehörte das der Baufirma Max Struve. Im Erdgeschoss dieses Hauses lag die Praxis von Dr. med. Wolfgang Schuhmacher, der damals unser Arzt wurde. Im gleichen Haus, zur Norderstraße gewandt, wohnte ein Graf von Reventlow, der, wie Frau Henrich meinte, ein Sohn der „Halliggräfin“ von der Hallig Südfall sein sollte.⁸ Seine Frau war eine spanische Prinzessin. Sie hatten eine kleine, ganz süße Tochter. Der Graf war ein Original. Ich stand oft morgens am Fenster, da sah ich ihn aus dem Haus gehen: Gummi-

stiefel, Cordhosen, Schifferpullover, Baskenmütze. Anders kannte ich ihn gar nicht.

Gegenüber dem Struve'schen Haus an der Ecke Norderstraße/Schulstraße war das Lokal „Lühmanns Gaststätte“, das damals Hans Fischer gehörte. Ein Stückchen weiter stadteinwärts nach dem „Café Baland“ kam das Herren-Wäsche-geschäft Hans Borrmann, dann Schuhmachermeister Johannes Matthiesen. Irgendwo gab es auch noch einen Zeitungsstand. An alle Einzelheiten jedoch kann ich mich nicht mehr erinnern. Im „Café Baland“ haben wir im Sommer oft Eis gegessen. Eine der netten Bedienungsdamen habe ich nach fast 40 Jahren wieder getroffen. Wir sind heute gut befreundet, telefonieren oft miteinander.

Im Haus Markt 19 gab es damals die Firma „Plath und Timmann“. Es folgte das Kaffee-geschäft Brodersen und ein kleines Obst- und Gemüse-geschäft, in dem eine nette Verkäuferin immer ein paar freundliche Worte für ihre Kunden parat hatte. Sie hieß Magdalena. Eines hätte ich beinahe vergessen. Dort, wo sich heute die „Husumer Nachrichten“ befinden, lag das Haushaltswaren-geschäft Georg C. Hansen. Bei den Spaziergängen zum Kennenlernen meiner neuen Heimatstadt fiel mir unter den vielen schönen Häusern im Stadtkern ein Gebäude besonders auf: das stattliche Haus am Markt fast an der Ecke zum Schlossgang. Von Einheimischen erfuhr ich, dass es sich um das „Herrenhaus“ handelt, an dessen schön gegliederter Fassade der Überlieferung nach die Köpfe der Rebellen von 1472 angebracht sind.

Auch an die Südseite der Norderstraße habe ich einige Erinnerungen. Beim Milch-geschäft von Erich Hoyer (Nr. 6) standen wir morgens Schlange, um etwas Milch zu bekommen. Häufig war die Milch alle, wenn man an der Reihe war. In der Einfahrt zum Hof befand sich eine Werkstatt von Johann Bruhn.⁹ Dort wurden Fahrräder repariert und Schlüssel angefertigt. Wenige Jahre später schon richtete Bruhn in der Osterhusumer Straße eine Autowerkstatt für DKW-Fahrzeuge ein. Ich kannte später die Familie Bruhn persönlich. Nach dem Tod von Johannes Bruhn übernahm die einzige Tochter das Autohaus. Wie es heute ist, weiß ich nicht, aber sein Name lebt in der Firma „Auto Bruhn“ weiter.

In einem kleinen Laden im gleichen Haus fertigte Herr Diedrichsen Übersetzungen an. Ich machte dort, wenn es gefordert wurde, Übersetzungen Polnisch-Deutsch. Herr Diedrichsen begründete auch die Möbelhandlung Diedrichsen, die heute als Einrichtungshaus Diedrichsen im Gewerbegebiet besteht. Den Blumenladen Schrader im Haus Nr. 4 dagegen gibt es nicht mehr. Im Eckhaus Nr. 2, in dem sich heute die Altenbegegnungsstätte befindet, war ein Kindergarten untergebracht.

Der Tinebrunnen auf dem Marktplatz erregte meine Neugierde. Nach dem Sinn dieses Denkmals befragt, erzählten mir Husumer, dass sie das Sinnbild für alle Fischerfrauen sei, deren Männer in der Nordsee auf Fischfang waren. Bei großen Stürmen standen die Frauen mit Laternen am Deich, um ihren Männern den Weg nach Hause zu erleichtern. Eine sehr schöne Geschichte – ob sie wahr ist?¹⁰

Am Markt liegt das Rathaus, das damals aber eine andere Fassade hatte. Nach einem kleinen Wäsche-geschäft folgte die Schwan-Apotheke. Wo heute



Abb. 3: Marktplatz mit dem Tine-Brunnen, im Hintergrund das Alte Rathaus (Fassade von 1892)

Karstadt ist, stand damals ein großes Haus. Darin befanden sich die Gastwirtschaft und Hotel „Stadt Hamburg“ und das Kino „Zentral-Theater“, das Eugen Hoyer gehörte. In der Gastwirtschaft des Hotels war ein älterer Ober beschäftigt, der vor der Währungsreform amerikanische Zigaretten, das Stück für fünf Reichsmark, verkaufte. Diesen Luxus haben wir uns ab und zu mal gegönnt. Weiter Richtung Neustadt kam das kleine Textilgeschäft Gustav Schmidt, das damalige Haus der Husumer Nachrichten,¹¹ die Post und irgendwo daneben das Spirituosengeschäft Sönnichsen. Neben Gustav Schmidt hatte der Fotograf Ophoven sein Geschäft. In der Zeit, in der neue Ausweise mit Passbild eingeführt wurden, habe ich dort zusammen mit Werner Knittel als Fotolaborantin gearbeitet. Es war eine schöne Zeit.

Auf der anderen, der südlichen Seite der Großstraße, so erinnere ich mich, lagen das Wollgeschäft Degenkolbe, das Bettengeschäft Witt, das große Haushaltswarengeschäft Johannes Topf (hier war meine Tochter als Lehrling eingestellt) sowie das „Thomas Hotel“, Besitzer ein Herr Süfke. Wir sind dort an manchen Sonntagen zum Mittagessen gewesen. Dort habe ich auch zwei schöne Erlebnisse gehabt. Einer der Ober, wie sich in der Unterhaltung herausstellte, hatte in meiner Heimatstadt Thorn, im Hotel meiner Eltern, seine Lehre gemacht. An das zweite Erlebnis denke ich bis heute noch gerne zurück. An einem Sonntag saßen zwei Damen am Nebentisch mit einem wunderschönen Jagdhund. Dass die eine der älteren Damen etwas Besonderes war, sah man sofort. Schwarz gekleidet, großer schwarzer Hut, Spitzenhandschuhe, viel Schmuck. Ein für die damalige Zeit ungewöhnliches Bild. Ihre Begleitung war eine Ordensschwester. Da ich immer schon Tiere liebte, besonders Hunde, habe ich gleich mit dem Jagdhund Kontakt aufgenommen. Er kam zu mir, ließ

sich streicheln, hörte mir zu und legte sich dann mir zu Füßen. Kurz darauf bat uns die elegante Dame durch den Ober, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Wir nahmen an. Und nun stellte sich die Dame vor: Es war die Gräfin Reventlow von der Hallig Südfall.¹² Sie fand es schön, wie ich mich mit dem Jagdhund verstanden habe. Sie lud uns auch ein, sie auf der Hallig zu besuchen. Daraus ist leider nie etwas geworden. Ich denke heute noch gerne an diese Begegnung zurück.

Benachbart zu Thomas Hotel war die Gaststätte „Altdeutsches Haus“, die Waldemar Lange führte. Das alte Gebäude brannte 1956 ab. Im Nebenhaus befand sich im Erdgeschoss die Goldschmiede von Walter Steffen und Sohn. Aus dieser Werkstatt erhielt ich von meinem Mann meinen ersten Ring geschenkt. Das Tabakgeschäft Rathmann war, so glaube ich, auch schon da. In der Süderstraße 9, gegenüber dem Gymnasium¹³, gab es auch damals schon die Bäckerei Lassen.

Gerne bin ich auch die Neustadt entlanggegangen. In dem Gebäude an der Ecke Langenharmstraße befand sich die Kreissparkasse. Heute ist dort die Vereins- und Westbank.¹⁴ Es folgten Richtung Viehmarkt ein paar kleinere Geschäfte, unter anderem das Tauschgeschäft von Frau Gunia (später Uhrenfachgeschäft Otto Gunia hinter der Kirche). Dort konnte man, was nötig war,



Abb. 4: St.-Marien-Kirche

gegen andere Sachen tauschen, natürlich gegen Bezahlung. Es folgten das Schuhgeschäft Schmüser, ein Bäckerladen, das Blumengeschäft Jensen, das später mein Lieblingsgeschäft wurde.

Auf der rechten Seite der Neustadt befand sich gleich am Beginn der Straße das Spezial-Kaffee- und Konfitüregeschäft von Wilhelm Pahl. Daneben lag die Schuhwarenhandlung Graichen. Im Haus Nr. 9 hatte Schlachtermeister Claußen sein Geschäft. Und im Haus Nr. 13 unterhielt der Konditormeister Karl Hartmann das „Café Hartmann“, das wir zu unserem Lieblingslokal erkoren. In die Drogerie Schmidt, die „Neustadt-Drogerie“, bin ich gerne gegangen. Der spätere Mann der jungen Frau Schmidt war ein Pole.¹⁵ Da haben wir uns gerne unterhalten. An der Ecke Quickmarkt war der Bücherladen von Harro Jebesen, wo man sich auch Bücher entleihen konnte. Dort habe ich mir oft Bücher über Husum und Nordfriesland geholt und lernte auf diese Weise meine neue Heimat kennen. In der Nordbahnhofstraße lag das große Lokal „Hensens Garten“, in dessen Saal oft Veranstaltungen stattfanden.

Beim Hafen faszinierte mich das Wechselspiel von Ebbe und Flut, was für mich anfangs unbegreiflich war: stundenlang kein Wasser, nur Schlick. In der Mitte des Hafens ein schmaler Priel, Stunden später war das Hafenbecken wieder voller Wasser. Es dauerte lange, das zu verstehen. Wir machten oft Spazier-



Abb. 5: Blick in die Wasserreihe (1956)



Abb. 6: Die Gaststätte „Erholung“ am Dockkoog, hier um 1935

gänge am Deich. Mich hat das Bild fasziniert: die Schafe am Deich, Wasser, mal vorhanden, dann nur das Watt. Die Fischkutter, manchmal auch Sturm.

In der Wasserreihe, dem Westerende und der Langenarmstraße begegnete uns ein Stück altes Husum. Das sehe ich auch heute noch so. Das Schloss mit dem Schlossgarten, dem Stormdenkmal, mit der Krokusblüte im Frühling, das empfinde ich auch heute wie damals im Jahr 1945 noch schön.

Währungsreform 1948. Vieles begann sich zu ändern, auch die Menschen. Sie wurden hektischer, vergaßen die Not, die noch da war. Über Nacht gab es wieder fast alles zu kaufen. Die Schaufenster der Firmen am Markt und in der Krämerstraße, wie Gramm, Homfeldt, Thams und Garfs, Paul C. Kähler, stellten wieder Waren in ihren Schaufenstern aus. Im Friseurgeschäft Clausen endlich die Haare schneiden lassen! Dort lernte ich den jungen Friseur Paul Scharnowski kennen. Er war der Freund einer guten Bekannten von mir, der Schwester von Ruth Lassen (Bäckerei). Solange ich in Husum wohnte, waren es gute, nette Bekannte. In der Konfektionsfirma C. J. Schmidt lernten wir den Chef, Herrn Peter Cohrs, persönlich kennen. Er besorgte uns, was er in seinem Geschäft nicht führte, aus Hamburg: einen Ledermantel.

Husum bekam 1947 einen neuen Landrat – Reinhold Borzikowsky¹⁶, ein strenger, aber für seine Leute ein sehr guter Chef. Mein Mann wurde auf dem Straßenverkehrsamt eingesetzt. Kreispräsident war Volkert Martens.¹⁷ 20 Jahre später wurde ich seine Nachbarin auf Nordstrand-Pohnshalligkoog. Er war ein sehr guter Nachbar.

Durch den Kauf von Fahrrädern konnten wir endlich auch die Umgebung von Husum kennenlernen, so Schobüll, Hockensbüll, Halebüll, Teile von Nord-

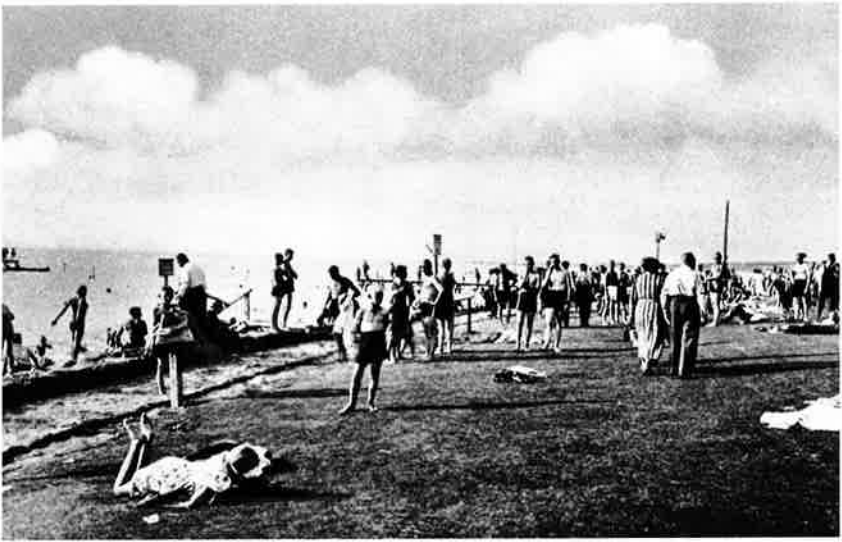


Abb. 7: Badeleben am Dockkoog

strand, Finkhauskoog und vieles mehr. Im Sommer fuhren wir, wenn Flut war, zur „Erholung“¹⁸ zum Baden. Ich mochte auch gerne Schlicklaufen. Wir fuhren auch nach Schwabstedt an die Treene. Inzwischen hatten wir einen großen Bekanntenkreis, allein schon durch die Kollegen meines Mannes von der Kreisverwaltung. Wir wurden Mitglieder der Jungen Union, die Tanzabende auf den Dörfern veranstaltete. Dorthin fuhren wir mit der Kapelle „Kolibri“ auf einem Lastwagen. Ich saß fast immer an der Kasse. Tanzabende kamen nach den Kriegsjahren bei den Menschen gut an. So fuhren wir auch mit dem Ausflugschiff „Stadt Husum“ nach Pellworm. Es war für mich ein Erlebnis, auf einer Insel zu sein. Die wunderschönen Felder mit dem goldgelben Raps, das Kreischen der Möwen, und um uns die Nordsee. Da habe ich gelernt, meine neue Heimat zu lieben.

Ab 1950 baute die Kreisbau- und Spargenossenschaft in der Ludwig-Ohlsen-Straße und an der Flensburger Chaussee neue Wohnhäuser.¹⁹ Der Wohnungsbau war wirklich nötig, denn Husum hatte viele Ausgebombte, Flüchtlinge und Heimatvertriebene aufgenommen.²⁰ Die Häuser wurden hauptsächlich Behördenangestellten zur Verfügung gestellt, die Arbeit hatten, so Kreisverwaltung, Finanzamt und Polizei. Wir bekamen eine kleine Zweizimmer-Wohnung im Haus Nr. 3, in dem insgesamt sechs Parteien lebten. Wir verstanden uns alle gut, waren wie eine Familie, ein Verhältnis, wie man es heute in Mietwohnungsblocks noch selten antrifft. In der obersten Etage wohnte eine Familie aus Danzig, die Eltern des Fischhändlers Dieter Schleger. Seine Mutter war für mich so etwas wie eine Ersatzmutter. Im Hause wohnte auch die Familie eines Polizeibeamten, er kam aus Schlesien, sie aus Ockholm. Sie hatten einen kleinen, sehr süßen Jungen. Bis 1954 lebte in diesem Haus auch ein Baron aus dem Baltikum mit seiner Familie, Alexander von Stromberg.²¹ Weitere Mitbewohner waren ein

Ehepaar aus Sachsen und eine junge Witwe mit vier Kindern. Wir haben uns gleich einen Hund angeschafft. Nun waren wir glücklich und zufrieden.

Anfang der 50er-Jahre bekam mein Mann eine schwere Gelbsucht und war lange Zeit im Kreiskrankenhaus in der ehemaligen Funkstation Hockensbüll. Es stand unter der Leitung von Dr. med. Hans Winkler. Ich bin täglich, teils zu Fuß, teils mit dem Stadtbus der Firma Grunert dort bei meinem Mann zu Besuch gewesen. Im Bus lernte ich auch die Tochter des Firmenchefs, Frieda Grunert, kennen, die den Fahrpreis kassierte. Nach dem Krankenhaus kam mein Mann zur Kur. Da mir eine Beschäftigung fehlte, suchte ich mir Arbeit. Der Süßwaren-Großhandel Otto Haase in der Nordhusumer Straße suchte Werbe-Damen für eine neue Wagner-Margarine. Wir waren fünf junge Frauen und fuhren mit Herrn Haase über die Dörfer, um Proben der Margarine mit Werbesprüchen zu verteilen. Es war ein ganz toller Job. Nebenbei lernte ich die neue Heimat immer mehr kennen. Am meisten staunte ich über Langenhorn. Das Dorf war so lang, es schien kein Ende zu nehmen. Die Häuser standen an einer langen Straße. Die Menschen waren überall sehr freundlich.

Vor der Währungsreform gab es in der Gurlittstraße in einer Baracke eine Volksküche. Menschen, die keine Möglichkeit zum Kochen hatten, konnten dort preiswert ein Mittagessen einnehmen. Mein Mann und ich wie auch viele andere Kreisangestellte und Polizisten aßen im „Schulterblatt“, einer Gaststätte in der Marktstraße gegenüber dem Viehmarkt, zu Mittag. An den Markttagen (Mittwoch) gab es manchmal ein Essen ohne Marken. Eine der Töchter, Gretchen Vohs, war dabei besonders großzügig. Wir waren ihr dafür auch sehr dankbar. Gretchen Vohs bin ich 40 Jahre später wieder begegnet. Auch sie

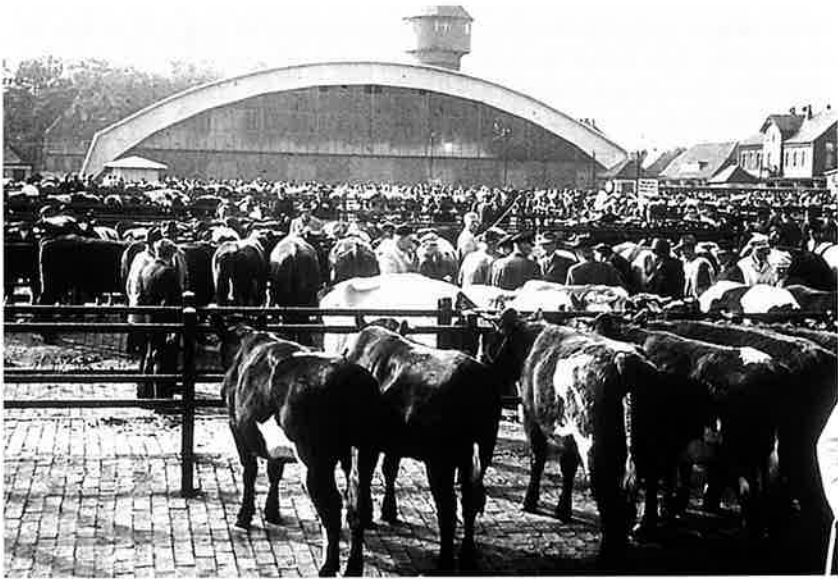


Abb. 8: Viehmarkt mit der 1953–1954 errichteten Markthalle, der sog. „Nordseehalle“, und dem Wasserturm (1959)

erkannte mich wieder. Eine solche Begegnung nach so vielen Jahren ist immer etwas Besonderes. Und so vergingen die Jahre.

... [1959 trennten sich Halina Eichner und ihr Mann]. 1960 heiratete ich einen Taxiunternehmer und zog auf die untere Neustadt. Ich habe mich immer besonders für den Viehmarkt interessiert. Nun war ich mittendrin. Es war ein so interessantes Bild, das ich dort zu sehen bekam. Jeden Mittwochmorgen wurden die Rinder zum Viehmarkt getrieben. Manchmal liefen die Tiere auch auf den Gehwegen. An das Gebrüll der Tiere, die Rufe der Treiber habe ich mich schnell gewöhnt. Mit der Zeit lernte ich auch die Gastwirte und Hotelbesitzer kennen, die mein Mann mit dem Taxi gefahren hat. Namen wie Fuchs, Schumann, Johannsen, Gottburgsen und andere waren mir bald geläufig.

An der Ecke zur Gurlittstraße²² war die Firma H. C. Walter, Automobilwerkstatt für Mercedes-Fahrzeuge und Vulkanisieranstalt. Später übernahm der Schwiegersohn Karl-Heinz Christiansen die Firma. Heute ist es das große Autohaus Mercedes Benz an der Schleswiger Chaussee. Der Kaufmann Helmut Szepanski führte ein sehr gutes Lebensmittelgeschäft. Gegenüber auf der anderen Straßenseite waren Bäcker Tychsen und Schlachter Gemsjäger, die „Wiiben-Bar“ und das kleine Fischgeschäft von Johannes Samuelsen. Dort habe ich oft Fisch gekauft, den ich so gerne mochte. Ich erinnere mich auch, dass auf der oberen Neustadt die „Capitol“-Lichtspiele und die Gastwirtschaft „Goldener Schlüssel“ lagen. Wo heute das Kreishaus steht, waren damals Baracken. In einer der Baracken betrieben Walter und Friedel Melerski eine Wäscherei. Die Firma Raudzus gab es auch schon, wenn auch viel kleiner als heute.

... [Nach Wohnaufenthalt in Fahretoft bei Dagebüll, auf Nordstrand, in Hattstedt und wiederum Husum zog Halina Eichner 1996 nach Viöl, wo ihre beiden Töchter und der älteste Sohn auch bereits wohnten.] Anfang Dezember [2003] war ich an einem Donnerstag wieder einmal in Husum. Das Glockenläuten der Marienkirche war für mich wie ein Willkommensgruß. Es gab mir ein so wunderbares Heimatgefühl. Ja, ich liebe meine neue Heimat. Und „Tine“ steht immer noch auf dem Marktplatz. Was würde sie wohl zu dem heutigen Husum sagen? Aber „Tine“ schweigt. Und meine Geschichte ist auch zu Ende.

Abbildungsnachweis: Abb. 1, 3, 4, 7: Jürgen Dietrich nach eigener Sammlung (3, 4, 7: Postkarten); Abb. 2: Holger Borzikowsky (Postkarte); Abb. 5, 8: Manfred Magnus, Husum; Abb. 6: Heinke Jeß, Husum (Postkarte)

Anmerkungen

- 1 Transkription im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Abt. 1Z Nr. 67.
- 2 Pfingsten fiel 1945 auf den 20. Mai.
- 3 Bei einem Luftangriff auf den Husumer Flugplatz Schauendahl am 26. April 1945 wurden durch Bomben-Fehlwürfe die Häuser 17, 19, 21, 23 in der Osterhusumer Straße zerstört bzw. stark beschädigt. Drei Menschen kamen ums Leben.
- 4 Vgl. auch Geschichte Husums. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Husum 2003 (Schriften der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte 3), S. 228 f.

- 5 Die Guttempler-Loge „Heimat Nr. 20“ wurde am 24. Mai 1891 in Simonsberg gegründet. Seit 15. August 1897 im eigenen Heim in der Norderstraße 59.
- 6 Die Firma Fischer und Tausche wurde 1948 gegründet. Sie hatte ihren ersten Firmensitz im Haus Markt 12 (damals Textilhaus Homfeld). Die Firma fungiert heute unter dem neuen Namen „FTCAP GmbH“ und hat ihren Betrieb im Nedderweg 10 westlich der Nordhusumer Straße.
- 7 Norderstraße 20, Bauunternehmer Max Struve.
- 8 Auf Südfall lebte Diana Henriette Gräfin v. Reventlow-Criminil (1863–1953) von 1910 (Erwerb der Hallig) bis zu ihrem Tod 1953. Sie war unverheiratet und kinderlos. Sie wurde die „Halliggräfin“ genannt.
- 9 Im Hof des Hauses Norderstraße 6 befand sich seit 1938 die Vulkanisieranstalt von Franz Strasser. Bruhn hatte seine Werkstatt im Hof zwischen den Häusern Norderstraße 10 und 12.
- 10 Das Brunnendenkmal zu Ehren der Wohltäter Husums, Catharina Asmussen und August Friedrich Woldsen, wurde von dem in Husum geborenen Bildhauer Prof. Adolf Brütt geschaffen und 1902 eingeweiht. Vgl. den Beitrag von Rüdiger Articus im vorliegenden Heft.
- 11 Großstraße 9.
- 12 Vgl. Anm. 8.
- 13 Heute Hotel „Altes Gymnasium“.
- 14 Jetzt „HypoVereinsbank“.
- 15 Drogist Kasimir Kucinski.
- 16 Ab 1947 Kreisdirektor, mit der Kreisreform 1950 Titel Landrat. In diesem Amt tätig bis 1966.
- 17 1955–1970 Kreispräsident des ehemaligen Kreises Husum.
- 18 Erholung, Name einer Gaststätte an der Spitze des Dockkooges, wo heute das Nordsee-Hotel steht. Erholung oder auch Steindeich wurde der Bereich an der Dockkoogspitze genannt, an dem sich der Badebetrieb abspielte (wie auch heute noch).
- 19 Insgesamt entstanden in der Ohlsenstraße 96 Wohnungen. Ermöglicht wurde das Projekt durch die Marshallplanhilfe, die großzügig Gelder zur Verfügung stellte.
- 20 Die Einwohnerzahl hatte sich gegenüber dem Vorkriegsstand auf 24 000 fast verdoppelt.
- 21 Alexander Baron von Stromberg, 1892–1956, Architekt, Maler und Grafiker. In Spritztechnik gefertigte Husum-Ansichten im Nissenhaus, Husum, und in Privatbesitz.
- 22 Neustadt 78.

Zum 400. Geburtstag des Kartographen Johannes Mejer (1606–1674)

Von Holger Borzikowsky

Es ist eigentlich ein fiktives Datum, von dem die Überschrift dieses Beitrages spricht. Denn der Geburtstag Johannes Mejers, des für die Landeskunde Schleswig-Holsteins und Dänemarks überaus bedeutenden Kartographen, ist unbekannt. Doch das Taufbuch der St.-Marien-Kirche zu Husum¹ vermerkt unter dem 17. Sonntag nach Trinitatis 1606, dem 12. Oktober dieses Jahres, die Taufe von Johannes, „H[errn] Johannis Mejeri Söhnlein“², welches nur wenige Tage zuvor geboren worden sein wird. Die Mutter Elisabeth geb. Jüngling wird in dem Eintrag nicht genannt, jedoch die Paten; es sind die Großmutter Elisabeth (Jüngling) und zwei Angehörige des städtischen Patriziats: Detlef Luth, der erste Husumer Bürgermeister nach der Stadtrechtsverleihung 1603, und der bedeutende Kaufmann und Ratsherr Eler Louedantz – gehörte doch der Vater des Kindes als Geistlicher (Diakon) an St. Marien selbst zur führenden Gesellschaftsschicht des Gemeinwesens.

Könige und Herzöge sollten noch auf den Sohn Johannes Mejer aufmerksam werden – doch seine Jugend verlief keineswegs verheißungsvoll, so berichtet jedenfalls die frühe biographische Überlieferung. Nach dem Tode des Vaters 1617 nahm ihn ein Onkel mütterlicherseits zu sich nach Kropp. Zwar hatte dieser das Amt eines Hardsvogs inne, gleichwohl bot er seinem Nefen keine andere Möglichkeit, als Vieh zu hüten, wie der erste Biograph Johannes Mejers, der Hauptpastor an der Husumer St.-Marien-Kirche Johann Melchior Krafft (1673–1751), im Jahre 1723 berichtet.³ Dies mag Teil einer legendenhaften Überlieferung zu Johannes Mejer gewesen sein, die man sich damals in Husum erzählte. Sie glaubte auch zu wissen, dass „ein gelehrter und vornehmer Mann aus Dännemarck des Orts durch reisete, diesen Johannem [Akkusativ zu ‚Johannes‘] in solchem elenden Stande antraf“ und ihn mit sich nach Dänemark nahm. Krafft berichtet weiter: „Die Sage ist ... bey alten Leuten dieser Stadt [Husum], die ihn [Johannes Mejer] sehr wohl gekannt, es wäre der vornehme Tycho de Brahe gewesen ...“. Solcherlei konnte Krafft keinen Glauben schenken, er weist nachdrücklich darauf hin, dass Brahe bereits 1601 verstorben sei. Es ist der Kontrast, der Bruch in den Lebensbedingungen, der die Sage trägt: Der herausragende Astronom Tycho Brahe nimmt den Viehhirten auf – das erklärt den Aufstieg Johannes Mejers zum herausragenden Kartographen, als der er im Bewusstsein der Husumer noch fortgelebt zu haben scheint.

Tatsächlich betrieb Mejer ein Studium der Mathematik und Astronomie und der mit beiden Gebieten verbundenen Geodäsie (Landvermessung) an der Ko-

penhagener Universität. Um 1630 kehrte er nach Husum zurück, erteilte Schreib- und Rechenunterricht und begann mit der Herausgabe astronomisch-astrologischer Kalender. Im frühneuzeitlichen Wissenschaftsbegriff waren Astronomie und Astrologie nicht getrennt; alle großen Astronomen wie Kopernikus, Kepler und Brahe betätigten sich auch als Astrologen.

Für 1635 ist die erste Zahlung des Gottorfer Herzogshofes an Johannes Mejer für angefertigte Karten belegt. Um die Mitte der 1630er-Jahre begann eine Zusammenarbeit Mejers mit dem Eiderstedter Bauern und Chronisten Peter Sax auf dem Feld der historischen Geographie nordfriesischer Gebiete. Mejer zeigte zeitlebens ein starkes historisches Interesse, wengleich sich an seinen historischen Karten heftige Kritik entzündete, die sie als „kritiklosphantasievoll wie die Spekulationen zeitgenössischer Historiker“⁴ bewertete.

Im Jahre 1637 bereiste Johannes Mejer Holland, das sich seit dem 16. Jahrhundert zum Zentrum der Kartenproduktion und des Kartenverlages in Europa entwickelt hatte. Dort konnte er sich weitere Kenntnisse für seine eigene kartographische Tätigkeit aneignen. – Ab 1639 war Mejer wieder für den Herzogshof tätig. Er erstellte 1641 einen Atlas des Amtes Apenrade und im

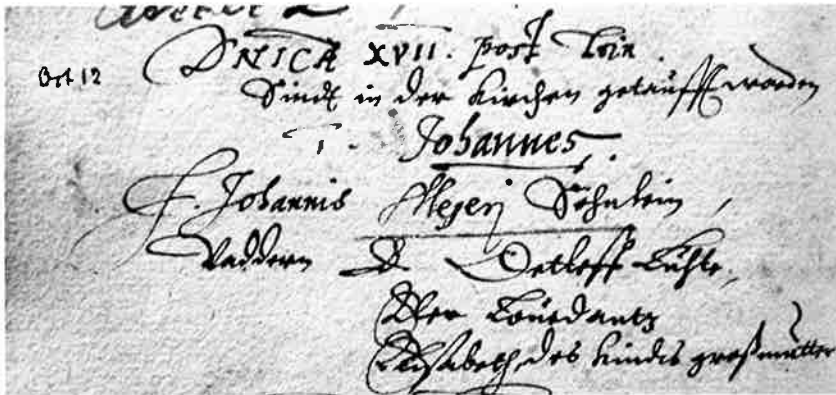


Abb. 1: Taufbucheintrag für Johannes Mejer im Taufregister der St.-Marien-Kirche Husum unter dem 17. Sonntag (Dominica XVII.) nach Trinitatis 1606, der dem 12. Oktober 1606 entspricht. Es wurden mehrere Kinder getauft, als erster Täufling wird Johannes Mejer genannt:

D[OMI]NICA XVII. post trin[itatem]
 Sindt in der Kirchen getaufft worden
Johannes
 H[errn] Johannis Mejeri Söhnlein,
 Vadderen D[ominus] Detleff Luhte
 Eler Louedantz
 Elisabeth, des kindes großmutter

Archiv St. Marien Husum. – Vadderen: Gevattern, Paten; Dominus: Herr



Abb. 2: Porträt Johannes Mejers. Ausschnitt aus „*Mathematischer Abriß des Großen Wundergebäwdes Gottes*“, einer Darstellung des Weltsystems nach den Theorien Nikolaus Kopernikus' und Tycho Brahes, Kupferstich, 1651

Herzogtümer Schleswigh und Holstein“⁵, der erste regionale Atlas im deutschen Sprachraum, ein voluminöses Werk von 40 Karten nach Vorlagen von Johannes Mejer und einem landeskundlichen, weit ausgreifenden Text des Arztes und Husumer Bürgermeisters Caspar Danckwerth (um 1605–1672). Gewidmet war es den beiden Landesherrn: Herzog Friedrich III. von Gottorf und König Friedrich III. von Dänemark (reg. 1648–1670). Die Karten wurden in der Technik des Kupferstiches gefertigt; Stecher waren die Husumer Brüderpaare Matthias und Nikolaus Petersen, die beide aus dem Goldschmiedehandwerk kamen, sowie Christian und Andreas Lorenzen, die ursprünglich im Rotguss⁶ ausgebildet waren.⁷ Das Werk wurde offenbar nur von Privatpersonen finanziert, hauptsächlich durch Johannes Mejers jüngeren Bruder Samuel, der als Apotheker in Kopenhagen tätig war, Caspar Danckwerth und dessen Bruder Joachim, Kammermeister auf Gottorf.

Die „*Neue Landesbeschreibung*“ stellte einen wesentlichen Fortschritt in der kartographischen Darstellung Schleswig-Holsteins dar gegenüber der vorangegangenen geodätischen Landesaufnahme (Marcus Jordanus, Peter Böckel). Ihre Karten sind dekorativ bereichert mit repräsentativen Schriftkartuschen (Rahmungen im sog. Knorpelstil) und beigegebenen figürlichen Darstellungen; für diese wurden zeitgenössische Stichvorlagen herangezogen.

Doch mit dem Erscheinen der „*Neuen Landesbeschreibung*“ begann für Johannes Mejer eine Reihe nicht enden wollender Schwierigkeiten. Der dänische Königshof erhob Kritik an Danckwerths Text, da er seine staatsrechtlichen Interessen nachteilig dargestellt sah und eine Parteinahme für das Gottorfer Her-

gleichen Jahr einen Schleiatlas, der Erstere eine Art Steuerkataster, der Zweitgenannte eine minutiöse Aufnahme der Heringszäune in der Schlei, deren Größe und Anzahl immer wieder zu Rechtsstreitigkeiten geführt hatten – beides also mit administrativ-praktischen Zwecken verbundene Aufgaben.

Mejer scheint sie überzeugend gelöst zu haben: König Christian IV. von Dänemark (reg. 1588–1648) erteilte ihm 1642 den Auftrag, die Westküste der Herzogtümer Schleswig und Holstein aufzunehmen, 1645 beauftragten ihn der König und der Gottorfer Herzog Friedrich III. (reg. 1616–1659), ganz Schleswig-Holstein zu kartieren. Mejer wurde zum Hofmathematiker ernannt, 1645 zunächst durch Friedrich III. von Gottorf, 1647 auch durch Christian IV. von Dänemark.

Im Jahre 1652 erschien im Druck die „*Neue Landesbeschreibung Der zwey*

zogshaus monierte, das die Aufhebung des Lehnverhältnisses Schleswigs anstrebte. Zudem fand der Text Missfallen bei der Sonderburger Herzogslinie. Der Königshof drohte mit der Konfiskation des Werkes, die Mejer verhindern konnte. Es kam zum Zerwürfnis zwischen Mejer und Caspar Danckwerth und zur gerichtlichen Auseinandersetzung um die finanzielle Abwicklung des Projektes. Zahlungen an Mejer blieben aus, langwierige Gerichtsprozesse ließen ihn hoch verschulden. Trotz dieser zermürbenden Situation verfasste Mejer eine „Renovirte Landesbeschreibung“, die jedoch ungedruckt blieb,⁸ beschäftigte sich mit der Erstellung eines Nordischen Atlas und kartierte in diesem Zusammenhang unter anderem Jütland.

Die Witwe Joachim Danckwerths (gest. 1656), Clara geb. Luth, verkaufte die Kupferplatten der Schleswig-Holstein-Karten an Johannes Blaeu in Amsterdam. Sie wurden dort für den „Atlas Major“ von 1662 verwendet und 1672 beim Brand der Offizin vermutlich vernichtet.

Johannes Mejer, der unverheiratet blieb, bewohnte in Husum das Haus 2. Quartier Nr. 39;⁹ dieser Zählung entspricht heute die Hausnummer 41 in der Norderstraße. Das heutige Gebäude entstand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; Reste eines Vorgängerbaus sind offenbar nicht vorhanden.

Wie der Geburtstag so ist auch der Todestag Johannes Mejers nicht überliefert; jedoch verzeichnet das Glockenregister von St. Marien unter dem 10. Juni 1674 „Johannes Mejer mit allen Glocken in der Kirch[en] begrabe[n] ... 18 M[ark]“.¹⁰

Mejers kartographischer Nachlass befindet sich heute in der Kartensammlung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen. Noch weit in das 18. Jahrhundert hinein dienten seine im Druck veröffentlichten Karten Topographen und Kartographen als Vorlagenmaterial.

Im Jahrgang 1887/88 der „Historisk Tidsskrift“ veröffentlichte Peter Lauridsen (1846–1923), der an einem Lehrerseminar ausgebildet worden war,¹¹ eine Biographie Mejers: „Kartografen Johannes Mejer. Et Bidrag til ældre dansk Kaarthistorie“ („Der Kartograph Johannes Mejer. Ein Beitrag zur älteren dänischen Kartengeschichte“)¹². Sie beruht auf einer gründlichen Beschäftigung mit der archivalischen Überlieferung zu Johannes Mejer im damaligen Geheimen Archiv in Kopenhagen (heute Reichsarchiv) und im Schleswiger Staatsarchiv (Landesarchiv Schleswig-Holstein). Zugleich setzte Lauridsen sich eingehend mit dem kartographischen Werk Mejers auseinander. Lauridsen wertete das Wirken Johannes Mejers als Kartograph als „wichtigsten Abschnitt“ der älteren Kartographiegeschichte Dänemarks. Der Husumer Amtsgerichtsrat Christian Jürgensen fertigte eine Übersetzung der Publikation Lauridsens an, die im ersten Heft der „Veröffentlichungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe“ (1903/04)¹³ erschien. Lauridsens Darstellung ist bis heute grundlegend und nur in wenigen Einzelfragen durch weiterführende Untersuchungen überholt.

Die Dänemark betreffenden handgezeichneten Karten Mejers (Königliche Bibliothek Kopenhagen) veröffentlichte 1942 der Mathematiker Niels Erik Nørlund.¹⁴

In der Literatur schwanken die Aussagen über Mejers Methoden der Landvermessung,¹⁵ es mangelt an Untersuchungen zur Genauigkeit seiner Ergebnisse.



Abb. 3: Ausschnitt aus einer Nordfrieslandkarte v. 1651 in der „Neuen Landesbeschreibung“. Er zeigt das Festlandgebiet südlich der Soholmer Au, vorgelagert ist die ehemalige Insel Altnordstrand, die nach der Sturmflut v. 1634 größtenteils als unbedecktes Watt dargestellt ist. Die Karte wurde von dem Husumer Brüderpaar Matthias und Nikolaus Petersen gestochen.

Dennoch ist seine herausragende, auf der Höhe der Zeit stehende Leistung unzweifelhaft, die im Besonderen mit der Illustrierung der „Neuen Landesbeschreibung“ von 1652 und der Kartierung weiter Teile Dänemarks verbunden ist.

Anlässlich des 400. Geburtstages Johannes Meyers veranstaltet das von Karin und Peter Cohrs gegründete und geleitete Schiffahrtsmuseum Nordfriesland, Husum, eine Ausstellung (28. September 2006 – 28. Februar 2007). Sie dokumentiert das Werk des Kartographen und zeigt darüber hinaus Vorläuferkarten und Nachläufer vor allem durch Leihgaben des Kartensammlers Oswald Dreyer-Eimbcke, enthält aber auch Exponate aus dem Besitz des Museums. Im KomRegis Verlag Oldenburg veröffentlichte O. Dreyer-Eimbcke im Herbst 2006 die erste je erschienene Monographie über den bedeutenden Husumer: „400 Jahre Johannes Mejer (1606–1674). Der große Kartograph aus Husum“, ein informatives Kompendium für den Sammler und Ausstellungsbesucher.

Anmerkungen

- 1 Archiv der St.-Marien-Kirche Husum.
- 2 Der Familiennachname schrieb sich gewöhnlich „Meyer“. Der Sohn Johannes verwendete die latinisierte Form „Mejer“ (die im Taufbucheintrag auch für den Vater gewählt ist, hier Genitivform „Johannis Mejeri“).
- 3 Johann Melchior Krafft, Ein Zweyfaches Zweyhundert-Jähriges Jubelgedächtnis ..., Hamburg 1723. Der Band vereinigt mehrere theologiegeschichtliche Arbeiten Kraffts, darunter eine Husumer „Kirchen- und Schul-Historie“, hierin eine Biographie des Vaters Johannes Mejer und biographische Bemerkungen zur Witwe und zu den Kindern, den Sohn Johannes Mejer betreffend S. 152–155, Zitate nach S. 153.
- 4 Dieter Lohmeier, Art. „Johannes Mejer“ in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, Bd. 4, Neumünster 1976, S. 147–150, hier S. 148 (im Anhang Kartenverzeichnis, Bibliographie, Verzeichnis der Sekundärliteratur). – Siehe auch die Überblicksdarstellung von Reimer Witt: Die Anfänge von Kartographie und Topographie Schleswig-Holsteins 1475–1652, Heide in Holstein 1982, Mejer betr. S. 78, 82 ff.
- 5 Der Druckort ist unbekannt. Wahrscheinlich wurde das Werk in der herzoglichen Hofbuchdruckerei in Schleswig gedruckt.
- 6 Bronzeguss mit Hauptanteil Kupfer.
- 7 Siehe auch: Holger Borzikowsky (Hrsg.), Von allerhand Figuren und Abbildungen. Kupferstecher des 17. Jahrhunderts im Umkreis des Gottorfer Hofes, Husum 1981.
- 8 Manuskript in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen.
- 9 Schatzungsregister in den Husumer Kämmereirechnungen, Stadtarchiv Husum – Deposium im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, D2 Stadt Husum.
- 10 Archiv der St.-Marien-Kirche Husum.
- 11 Zu Peter Lauridsen s. Sønnerjyske historikere efter 1864, Åbenrå 1976 (Skrifter, udgivne af Historisk samfund for Sønderjylland 44), S. 89–91; Art. „Peter Lauridsen“ in: Dansk Biografisk Leksikon, 3. udgave, Bd. 8, København 1981, S. 626 f.
- 12 6. Rk., Bd. 1, S. 239–402.
- 13 S. 21–125.
- 14 Johannes Mejers Kort over det danske Rige. Bd. 1–3, København 1942 (Geodætisk Instituts Publikationer I–III).
- 15 Vgl. Dagmar Unverhau, Die Schleiatlanten von Johannes Mejer, in: Nordelbingen. Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte Bd. 54 (1985), S. 29–66, hier S. 31 f.

Die Rückkehr einer Göttin

Zur Wiederauffindung der Hera-Figur vom Torhaus des Husumer Schlosses

Von Ulf Dietrich v. Hielmcrone

Das Torhaus zum Schloss vor Husum gehört zu den schönsten alten Häusern der Stadt. Mit seinem reichen Sandsteinschmuck an den Giebeln und dem Portal kündigt es von der einstigen Pracht der Schlossanlage, und so ist es denn auch kein Wunder, wenn es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder gemalt, gezeichnet und fotografiert wurde. Im Vergleich alter Ansichten des Torhauses entdecken wir aber leicht auch die Veränderungen, die das ansonsten so scheinbar völlig intakte Gebäude in seinem Äußeren erlebt hat. Diese Veränderungen beziehen sich weitgehend – und glücklicherweise – nur auf das Portal.



Abb. 1: Das ehemalige Torhaus des Husumer Schlosses. Lavierte Federzeichnung von Frederik Christian Lund, 1861

Die älteste zuverlässige Ansicht stammt von Frederik Christian Lund (1826–1901) aus dem Jahre 1861 und wird in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen bewahrt.¹

Die lavierte Federzeichnung war Vorlage für eine Lithographie in Jens Peter Traps „Statistisk-topografisk Beskrivelse af Hertugdømmet Slesvig“ (Kopenhagen 1864).²

Lund zeigt das Torhaus mit den bekannten, in Details identifizierbaren beiden Figuren rechts und links über dem Gebälk des Portals, einem großen mit Rollwerk umgebenen Wappen in der Mitte zwischen den Skulpturen und einer dritten Figur über dem Wappen, deren Darstellung jedoch kaum Einzelheiten zu erkennen gibt. Bereits ein Jahr nach der Veröffentlichung von Traps Topographie erschien eine weitere Ansicht des Torhauses, und zwar in Adalbert Baudissins „Schleswig-Holstein Meerumschlungen. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864“ (Stuttgart 1865).³

Dieses Bild, ein Holzschnitt, weist eine ganz erhebliche Veränderung gegenüber dem ersten auf: Das Haus ist erkennbar dasselbe, aber das Wappen ist verschwunden und mit ihm die darüber befindliche dritte Figur. Anstelle des Wappens erkennen wir sehr deutlich ein Fenster.

Wie kam es zu der Veränderung? Der deutsch-dänische Krieg von 1864 führte zur Niederlage der dänischen Seite bei Düppel und zum Ende der dänischen Zeit in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Diesen Umstand machte sich der damalige Eigentümer des Hauses, das sich seit 1753 im Privatbesitz befand, anscheinend zunutze. Bis dahin schmückte das königlich-dänische Wappen das alte Sandsteinportal des Hauses. Dieses Wappen lag aber genau in der Höhe des Obergeschosses, das deswegen an dieser Stelle im Innern keine natürliche Belichtung durch ein Fenster erhalten konnte, wodurch die Nutzung eingeschränkt gewesen sein dürfte. Das Wappen während der dänischen Zeit zu entfernen, wäre sicherlich nicht angezeigt gewesen, schon deswegen, weil der Sitz des dänischen Amtmannes in der unmittelbaren Nähe, im Schloss, lag. Nach dem Abzug der Dänen war diese Rücksichtnahme nicht mehr nötig und die neue Situation konnte zum Ausbau genutzt werden. Auffällig ist allerdings, wie schnell das Wappen entfernt wurde. Eile schien vielleicht auch deswegen geboten, weil man ja nie wissen konnte, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Ob unmittelbar-politische Beweggründe daneben oder hauptsächlich für die Entfernung ausschlaggebend gewesen sein mögen, bleibt Spekulation.

Als sicher kann indessen angenommen werden, dass es sich tatsächlich um das dänische Königswappen handelte, auch wenn das Original bis heute verschollen ist. Das Torhaus wurde 1612 gebaut und zwar offenkundig für die Herzogin Augusta, die Schloss und Amt Husum als Leibgedinge, also zum Nießbrauch erhielt. Es war damals in Fürstenhäusern üblich, dass die einheiratende Ehefrau für ihre Bedürfnisse Schlösser und Güter erhielt, aus deren Einkünften sie ihren Hof unterhalten musste. Augusta wurde 1580 als Tochter des dänischen Königs Friedrich II. geboren, sie heiratete 1596 Herzog Johann Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf (* 1575), der 1616 starb. Augusta verbrachte ihre Witwenzeit bis zu ihrem Tode 1639 im Husumer Schloss.



*Abb. 2: Blick auf
das Torhaus,
um 1950*

Die heute nur noch fragmentarisch erhaltene Inschrift im Fries über der Tor-
durchfahrt des Pforthauses lautet nach Brar V. Riewerts:⁴

VON GOTTES GNADEN AUGUSTA GEBORNE AUS KÖNIGLI-
CHEM STAMMEN ZU DENNEMARKEN HERZOGINNE ZU
SCHLESWICK HOLSTEIN STORMARN UND DER DITHMAR-
SCHEN GRÄFIN ZU OLDENBURG UND DELMENHORST A^o 1612

Damit wird das Torhaus der Herzogin selbst zugeordnet, sodass folgerichti-
gerweise über dem Tor auch ihr Wappen, das des dänischen Königshauses, an-
gebracht war. Mit der Verteilung dieses Wappens über die gesamte Schlossan-
lage ging die Herzogin übrigens recht großzügig um. So finden wir die Wappen
beider Eheleute, Herzog Johann Adolfs und Herzogin Augustas, heute noch an
den beiden Wappenlöwen an der Schlossauffahrt, über dem Todeskampf- und
dem Fortunakamin, das Wappen der Herzogin einzeln auch am sogenannten
Augustakamin, ferner besitzt das Nissenhaus eine Sandsteinplatte mit ihrem
Wappen, die aus dem Schlossbereich stammen dürfte. Eine Monogrammkar-
tusche mit einem gekrönten „A“ für Augusta befindet sich an der Front des
ehemaligen Küchentrakts des Schlosses (heute Schlosscafé).

Brar V. Riewerts hat bereits darauf hingewiesen, dass auch die weiblichen
Figuren rechts und links des Wappens Bezug auf die Herzogin nehmen.⁵

Links ist Aphrodite dargestellt, rechts Athene, die Herzogin als Frau (Aphrodite) und als Beschützerin der Künste (Athene), als dritte Figur blieb dann nur die Göttinmutter Hera, die darzustellen gewesen wäre.⁶ Das Motiv der drei genannten Göttinnen findet sich an einer weiteren Stelle im Schloss, und zwar am Sagenkamin, dort wird das Urteil des Paris dargestellt. Doch wie das Wappen so war auch die dritte Figur, die Hera, seit 1864 verschollen, an ein Wiederauffinden nicht zu denken.

94 Jahre nach der Wende von 1864, also im Jahre 1958, hatte sich im Übrigen das Aussehen des Torhauses erneut verändert. 1957 hatte die Stadt Husum das Torhaus gekauft, einmal um es zu erhalten und um in ihm das Heim der Jugend unterzubringen. Das Haus wurde restauriert, ein mächtiges Holztor in traditioneller Formsprache in die Toröffnung eingebaut⁷ und das Fenster über dem Portal mit einer einfachen rechteckigen Sandsteintafel wieder geschlossen. Diese Tafel trug die Inschrift „TORHAUS SCHLOSS VOR HUSUM 1612 HEIM DER JUGEND 1958“. Damit sollte erkennbar die alte Einheit der Portalbekrönung durch die Schließung der Lücke zwischen den noch vorhandenen Resten der alten Rollwerkverzierung angedeutet werden.

Im Laufe der Zeit wurde die Inschrift problematisch, weil das Haus der Jugend ausgezogen war und stattdessen die Volkshochschule das Gebäude übernahm. Zwischenzeitlich war auch das Interesse an alten Bauten als Folge des Jahres der Denkmalpflege 1975 wieder gewachsen, sodass der Vorschlag des Autors dieser Zeilen, das Wappen über dem Portal anstelle der mittlerweile unrichtig gewordenen Inschrift wieder anzubringen, im Bauausschuss der Stadt Husum, dem der Autor angehörte, angenommen wurde. Daraufhin begann eine intensive Forschungsarbeit, die zum Ziel hatte, das genaue Aussehen zu rekonstruieren. Das war hinsichtlich des Wappens kein Problem, es gab genügend Vorbilder, hinsichtlich des Rollwerks gestaltete sich die Forschung schon intensiver.

Im Vergleich mit zahlreichen Beispielen an Epithaphien, alten Grabplatten, Stichvorlagen, Kaminzierraten im Schloss, vor allem aber den Resten des alten noch an Ort und Stelle vorhandenen Rollwerks konnte schließlich eine wohl weitgehend zutreffende Rekonstruktion erstellt werden. An der Erstellung dieser Rekonstruktion war neben dem Autor der Architekt im Stadtbauamt, Ulrich Neuendorff, beteiligt. Gemeinsam wurde um jede einzelne Form gerungen und schließlich die gefundene Form im Maßstab 1 : 1 aufgezeichnet und diese Zeichnung auf eine Platte aufgezogen.

Die Rekonstruktionszeichnung wurde schließlich an Ort und Stelle montiert für eine Begutachtung durch das Landesamt für Denkmalpflege. Zwar folgte das Landesamt nicht dem Vorschlag, die Rekonstruktion zu übernehmen, diese war aber doch so überzeugend, dass der Erstellung des Wappens mit dem Wahlspruch der Herzogin „Alles wie es Godt gefeldt“ zugestimmt wurde. Als Vorbilder für dieses Wappen wurden das am Augustakamin des Schlosses vorhandene Wappenschild im Lorbeerkranz sowie das im Nissenhaus befindliche Augustawappen genommen. Der übrige Schmuck der Platte wurde sehr einfach gewählt, sodass er – entsprechend der Philosophie moderner Denkmalpflege – nicht vorgibt, authentisch zu sein, dennoch aber die ursprüngliche Umrisssform aufnimmt.

Das Wappen wurde schließlich von dem Mainer Bildhauer Paul Gnekow angefertigt, wobei gleichzeitig eine sandsteinene Konsole für die fehlende dritte Figur über dem Wappen geschaffen wurde, die sich in Art und Form an die Konsolen anlehnt, auf denen die beiden anderen Figuren ruhen. Die bis dahin zugemauerte Nische für die dritte Figur konnte bei den Bauarbeiten gefunden und wieder geöffnet werden. Das neue Wappen wurde 1980 angebracht, wie auf einer Inschrift festgehalten ist. Bis auf die fehlende dritte Figur war so ein Stück des alten Aussehens weitgehend wiederhergestellt worden, jedenfalls kam die dreiecksbetonte Form der Portalbekrönung wieder deutlich zum Vorschein, die in der Form des Mittelgiebels ihre Entsprechung hat.

Gern hätte der Bildhauer Paul Gnekow auch die Figur der Hera neu geschaffen, hierfür fand sich aber weder eine gültige Form noch ein entsprechender Sponsor, sodass die Nische leer bleiben musste, auch konnte ernsthaft nicht daran gedacht werden, die alte Hera wiederaufzufinden, um das begonnene Werk der Wiederherstellung des alten Zustands zu vollenden. – Was allerdings niemand wissen konnte: Die Figur war tatsächlich vorhanden und lagerte nur wenige hundert Meter vom Torhaus entfernt im Kellermagazin des Nissenhauses, war allerdings dort unter einer falschen Bezeichnung, nämlich als „Leda mit dem Schwan“ katalogisiert.

Bei einer Vorbereitungssitzung für eine Ausstellung zum 400-jährigen Jubiläum der Stadt Husum im Jahre 2003 lagen die Karteikarten der im Nissenhaus befindlichen alten Sandsteinarbeiten vor, unter anderem auch die einer in mehrere Teile zerbrochenen Sandsteinfigur, als „Leda“ bezeichnet. Bei einer genauen Betrachtung der einzelnen Teile fiel der Fuß eines Vogels auf, der zu dieser Figur gehörte. Dabei stellte der Autor fest, dass der Vogelfuß keine Schwimmhäute aufwies, es sich mithin nicht um einen Schwan handeln konnte, der bekanntlich ein Wasservogel ist. Außerdem war die Figur bekleidet und der Vogel relativ klein und zu Füßen der Figur, in gleichsam dienender Funktion. Beides steht im Widerspruch zur griechischen Mythologie, nach der der mächtige Zeus sich in der Gestalt eines Schwans Leda nähert und mit ihr zwei Kinder zeugt, Helena und Polydeukes (lat. Pollux). So wird dann auch in der Kunst Leda unbekleidet und der Schwan entsprechend der Bedeutung des Zeus recht imposant dargestellt.

Bei eingehender Betrachtung der Figur schied sie also als Leda aus, aber wer war denn dann dargestellt? Die Antwort fand sich wiederum im Schloss. Am Todeskampfkamin befindet sich an einer Schmalseite eine Darstellung einer sitzenden Hera mit einem Pfau als Attribut.⁸ Damit war der erste Hinweis gegeben, dass es sich bei der Figur um eine Hera handelte. Und tatsächlich war der Pfau⁹ eines der wesentlichen Attribute der Hera, die auch mit einem Diadem dargestellt wird. Reste eines Diadems befinden sich auch am Kopf der Husumer Figur, die im Übrigen unter anderem am Kopf beschädigt ist.

Nachdem also von einer Figur der Hera ausgegangen werden konnte, stellte sich die Frage: War sie die Hera vom Torhaus? Anknüpfungspunkte bot nun eine Skulptur, die bei der Erfassung der Kunstdenkmäler des damaligen Kreises Husum in den 1930er-Jahren auf Nordstrand vorgefunden wurde und in dem 1939 im Druck erschienenen Inventarband „Die Kunstdenkmäler des

Kreises Husum“ beschrieben wird.¹⁰ Die Figur war im Garten des bekannten Rungholt-Forschers Andreas Busch aufgefunden worden und wurde von den Inventarisatoren bestimmt als „Anfang d. 17. Jhdts. Verwandt den Figuren am Torhaus des Husumer Schlosses, wohl aus dem Husumer Schloßpark stammend,“ ferner heißt es dort: „Größe ca. 180 cm. Sehr stark beschädigt. Der zugehörige Vogel fragmentarisch erhalten (ein Schwan?). Sockel 47 cm hoch, an den vier Seiten 1. Schleswigsche Löwen, 2. Norwegischer Löwe, 3. Holsteinisches Nesselblatt, 4. Diamantquader.“¹¹

Die Figur aus dem Husumer Nissenhaus war tatsächlich dieselbe Figur wie die in den „Kunstdenkmälern“ beschriebene. Ausweislich der genannten Karteikarte wurde sie nämlich von Andreas Busch am 20. November 1968 an das Nissenhaus abgegeben, allerdings in mehrere Teile zerbrochen. Wie bei der Identifizierung des Vogels als Schwan (immerhin mit einem Fragezeichen) – was später zu der Annahme führte, es handle sich um Leda mit dem Schwan – war den „Kunstdenkmälern“ in einem weiteren Punkt nicht zu folgen: Der beschriebene Sockel, der sich ebenfalls im Nissenhaus befindet, hat nichts mit der Figur zu tun, da er an allen vier Seiten bearbeitet ist, die Figur aber nicht, ihre Rückseite ist nur grob scharriert, sie sollte also nicht von hinten zu sehen sein. Bereits diese Tatsache spricht dafür, dass der ursprüngliche Aufstellungsplatz in einer Nische oder vor einer Mauer war. Die Größe der Figur, die genau in die Torhausnische passt, und die Tatsache, dass die Figur, wie die beiden anderen, an der gleichen Stelle der Rückseite eine Öse zur Befestigung hat, waren weitere Indizien.

Aufgrund der vorhandenen stilistischen Übereinstimmungen mit den anderen Figuren des Torhauses und den tatsächlichen Gegebenheiten, wie Größe und Befestigungsöse, und aufgrund einer Begutachtung durch die Kunsthistorikerin Astrid Hansen vom Landesamt für Denkmalpflege konnte nun davon ausgegangen werden, dass es sich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit bei der Figur aus dem Nissenhaus wirklich um die fehlende dritte Figur der drei Göttinnen vom Torhaus handelte.

Über eine weitere Frage, nämlich die, wie die Figur zwischenzeitlich nach Nordstrand kam, gab die Karteikarte des Museums mit einem daran angehefteten Brief gewisse Auskunft. Der Brief stammt vom 20. November 1968, der Verfasser war Andreas Busch, der an den damaligen Leiter des Nissenhauses Erich Wohlenberg schrieb. Busch berichtet, dass sich die Figur im späteren 19. Jahrhundert lange im Garten eines Hofes im Trendermarschkoog auf Nord-



Abb. 3: Die wiederaufgefundene „Hera“-Figur während der Restaurierung

strand befand, der einer Familie Obsen gehörte. Nach dem Tode des Ehemanns heiratete die Witwe, die eine Reihe von Kindern hatte, 1863 den gelernten Zimmermann Heinrich Jensen. Busch vermutet, dass Jensen, der offenbar kunstsin- niger war, die Figur nach Nordstrand brachte. Busch kann von ihm mitteilen, dass er einen kleinen Schrank selbst gebaut hatte und ihn mit Schnitzereien verzierte. Wie Jensen aber zu der Figur kam, kann auch Busch nicht berichten. Jensen starb nach achtjähriger Ehe, die Nachfahren der Eheleute Obsen verließen irgendwann den Hof, und auch das Haus verschwand, während die Figur in den Besitz von Andreas Busch kam.



Abb. 4: Portal des Torhauses, 2006, nach Einbringung der Kopie der „Hera“-Figur in die Portalbekrönung



*Abb. 5: „Hera“-Figur
in der Portalbekrö-
nung (siehe auch
Abbildung auf der
vorderen Umschlag-
seite)*

Nachdem nun also – wider alle Erwartungen – die dritte Göttin gefunden worden war, stand zweierlei von vornherein fest: 1. die freie Nische über dem Portal sollte wieder gefüllt werden und 2. dies konnte nur durch eine Kopie und nicht durch das Original geschehen, da dieses zu sehr beschädigt war. Nun begann der Weg der Geldbeschaffung, um die notwendigen Mittel aufzubringen. Dieser Weg war erfolgreich. An den Wiederherstellungsarbeiten – Zusammenfügung der Originalfigur und Rekonstruktion eines fehlenden Stückes im Bereich der Unterschenkel sowie Erstellung eines Abgusses – beteiligten sich der Kreis Nordfriesland als Eigentümer des Gebäudes, die Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes, der Förderverein Schloss vor Husum und ein privater Sponsor.

Da der Hamburger Steinrestaurator Manfred Kulmer bereits mehrfach in Husum tätig war, so an der Rathauptreppe, dem Portal zum Schlossgarten und den Torhaus selbst, erhielt er auch den Auftrag, die anfallenden Arbeiten durchzuführen, sodass der Torso der Hera aus dem Nissenhaus die Reise nach Hamburg antrat. Kulmer setzte die Figur auch wieder zusammen und modellierte mit Ton die fehlenden Stücke an, das waren hauptsächlich der Bereich zwischen den Knien und den Füßen und die Nase. Leider gab Kulmer im Laufe des Verfahrens seine Werkstatt auf, sodass die Arbeiten stockten.

Durch Vermittlung der Hamburger Restauratorin Regina Schwarzbürg konnte der Bildhauer und Restaurator Herbert Böllner, Bamberg, gewonnen

werden, die Arbeiten zu vollenden, sodass die Husumer Hera nun die längste Reise ihres sandsteinernen Daseins nach Bamberg antrat. Dort wurde dann eine Negativform erstellt und der Abguss vorgenommen. Ende Juli 2006 kehrte die Figur zusammen mit dem Abguss nach Husum zurück. Die Kopie wurde in der dritten bisher freien Nische am Torhaus eingesetzt, während das Original einen Platz im Husumer Schloss erhielt. Beim Aufstellen der Figur am Torhaus zeigte sich dann auch, dass sie sich stimmig in die Komposition des Portals einpasst und diese abschließt. Letzte Zweifel daran, ob es sich wirklich um die verschollene Figur vom Torhaus handelte, waren damit ausgeräumt.

Mit der Hera wurde nicht nur der bildnerische Schmuck des Torhauses komplettiert, Husum erhielt auch ein wichtiges Kunstwerk zurück. Karl Stork und Theodor Riewerts haben bereits 1937 darauf hingewiesen, dass neben den Husumer Kaminen auch der bauplastische Schmuck des Torhauses dem norddeutschen Bildhauer Henni Heidtrider zuzuschreiben ist.¹² Heidtrider wurde um 1580 geboren, war Bildhauer in Stein und Holz, aber auch Architekt. Er war tätig für den Gottorfer Hof in Kiel und Husum. Nachweislich schuf er die Alabasterkamine des Schlosses, die neben kleinformatigen Bildwerken auch größere Plastiken aufweisen, Perseus und Andromeda am Todeskampfkamin und die beiden Putti am Fortunakamin. Später hielt er sich dann wieder in Hamburg auf, wo er Skulpturen für den großen Hochalter von St. Katharinen lieferte (1638–1640).¹³ Das alte Hamburger Dammtor, ein Stadttor, gilt ebenfalls als sein Werk.¹⁴



Abb. 6: Torhaus, 2006

Ein Vergleich der Figuren des Torhauses mit den bildhauerischen Arbeiten an den Husumer Kaminen zeigt nicht nur große stilistische Ähnlichkeiten der Arbeiten auf, sondern auch Parallelen in der Thematik, die bis ins Detail gehen, so ist der Schild des Perseus am Todeskampfkamin weitgehend mit dem Schild der Athena am Torhaus identisch. Der Sage nach hatte nämlich Perseus seinen Schild, auf den er das Haupt der Medusa genagelt hatte, später der Athene geschenkt. Konsequenterweise stützt sich die Athene des Torhauses ebenfalls auf ein Schild mit dem Medusenhaupt, es wird also ein Bezug zwischen dem Kamin und dem Torhaus hergestellt, auch treffen wir die drei Göttinnen – Aphrodite, Athene und Hera – noch heute am Sagenkamin im Schloss wieder an. Dort wird auf einem Relief das Parisurteil dargestellt, Paris muss nämlich entscheiden, welche der drei Göttinnen die Schönste sei. – So dürfen wir also davon ausgehen, dass die wiederaufgefundene Hera ein Werk Henni Heidtriders ist und damit eine wertvolle Plastik des norddeutschen Frühbarock.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Det Kongelige Bibliotek København nach Vorlage ebd.; Abb. 2 (Postkarte), 4–6: Holger Borzikowsky; Abb. 3: Ulf Dietrich v. Hielmcrone

Anmerkungen

- 1 Abgebildet auch bei Holger Borzikowsky, Husum in alten Bildern, Heide in Holstein 1993, S. 145, biographische Angaben S. 220.
- 2 Stadtplan, datiert 1862, nach Seite 220. Abb. bei Holger Borzikowsky, wie vor. Anm., S. 44.
- 3 S. 232
- 4 Das Schloß vor Husum, Husum 1972, S. 17.
- 5 Ebd., S. 17 f.
- 6 Ebd., S. 17, eine Rekonstruktionszeichnung der Vorderfront des Gebäudes von B. V. Riewerts. Siehe auch die Rekonstruktion bei Brar V. Riewerts, Plastischer Schmuck der Husumer Schloßanlage, Erneuerung des Torhauses, in: Kunst in Schleswig-Holstein 1961, S. 188–194, hier S. 188.
- 7 Ersetzt 2005 durch eine Glas-Stahl-Konstruktion.
- 8 Abgebildet in: Hellmuth Bethe, Henni Heidtrider. Ein norddeutscher Bildhauer des 17. Jahrhunderts, in: Nordelbingen 8 (1930), S. 184–223, hier S. 195, Stichvorlage S. 199.
- 9 M. Ditttrich in: Lexikon der Antike, Leipzig 1972, S. 417.
- 10 Die Kunstdenkmäler des Kreises Husum. Bearb.: Heinrich Brauer, Wolfgang Scheffler u. Hans Weber, Berlin 1939 (Die Kunstdenkmäler der Provinz bzw. des Landes Schleswig-Holstein [Bd. 1]), S. 182.
- 11 Ebd.
- 12 Karl Stork u. Theodor Riewerts, Zu Henni Heidtrider, in: Nordelbingen 13 (1937) S. 286–285, hier S. 271 f.
- 13 Jörg Rasmussen (Hrsg.), Barockplastik in Norddeutschland. Ausstellungskatalog, Hamburg: Museum für Kunst und Gewerbe 1977, S. 267 ff.
- 14 Bethe, Henni Heidtrider, wie Anm. 8, S. 211.

„Regardfully Yours“. Zur Herausgabe ausgewählter Korrespondenzen des Botanikers Ferdinand von Müller (1825–1896)

Von Günter Klatt

Fängt man an, sich näher mit dem Botaniker Sir Ferdinand Baron von Müller auseinanderzusetzen, dann findet man sich alsbald auf der Spur eines ungewöhnlichen und staunenswerten Phänomens. Als er am 10. Oktober 1896 starb, hinterließ er das gewaltige Werk von über 40 Büchern und über 1500 wissenschaftlichen Artikeln in den unterschiedlichsten Fachzeitschriften sowie einer unfassbar erscheinenden, von Fachleuten auf 300 000 geschätzten Anzahl von Briefen. Wie auf einem Scheck sollte man die Zahl nochmals in Worten wiederholen: dreihunderttausend! Müller hatte mehr wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht als jemals ein Wissenschaftler vor ihm und die Verwaltung der britischen Kolonie Victoria im südlichen Australien pflegte darüber zu stöhnen, dass die Kosten seiner Korrespondenz und seiner Aussendungen von Pflanzen und Samen in manchem Jahr sein Gehalt als Regierungsbotaniker übersteigen würden. Doch wie kam es dazu und weshalb ist es geboten, dass sich auch die Husumer Stadtgeschichte mit ihm auseinandersetzt?

Ferdinand Jacob Heinrich Müller wurde am 30. Juni 1825 in Rostock als Sohn des Strandvogts Christoph Friedrich Christian Müller und der Louise M. geb. Mertens geboren. Der Vater verstarb bereits 1835, die Mutter 1840. In einem Brief vom 16. Dezember 1887 an den späteren ersten schleswig-holsteinischen Landesbibliothekar Rudolf von Fischer-Benzon, der im Zeitraum 1874–1878 Lehrer am Husumer Königlichen Gymnasium (heute Hermann-Tast-Schule) war, ging Müller auf seine Jugend ein:

Verwaist trat ich als Eleve in das pharmaceutische Geschäft des Herrn A. B. Becker [Einhorn-Rats-Apotheke] in Husum Ostern 1840 ein, im Alter von noch nicht ganz 15 Jahren, nachdem ich meinen ersten Unterricht am Gymnasium in Rostock, meiner Vaterstadt erlangt, und nach dem Tode meines Vaters, der dort erster Zoll-Controleur war und als Freiwilliger 1813 mit bei Se[h]estedt focht [an diesem Gefecht nahm auch der Ururgroßvater des Verf. als Kommandeur einer Brigade teil], mit meiner Mutter und drei Schwestern zu den Grosseltern in Tönning [der Familie gehörte die Fährverbindung zwischen Tönning und dem Carolinenkoog, das Fährhaus existiert noch als ein Teil des Wasser- und Schifffahrtsamtes] zog, wo ich die höhere Schule von 1836–1840 besuchte. In dem Becker'schen Hause hatte zum Anfange des Jahrhunderts auch Prof. Forchhammer, der scandinavische Geologe, seine erste Bildung für die

Naturwissenschaften erhalten ... Wie 1842 Hr. A. B. Becker starb, ging die Apotheke als Erbschaft an dessen Neffen, Hr. E. G. Becker, einen besonders tüchtigen Chemiker über; und hier will ich es wieder spät im Leben anerkennen, dass beide sich des verwaisten Knabens mit fast väterlicher Zuneigung annahmen.

Müller bezeichnet jene Jahre, in denen er mit jugendlicher Begeisterung die Wunderwerke der Pflanzenwelt zu erforschen begann, als die herrlichsten seines Daseins. Leider liegt aus dieser frühen Zeit nur sein unveröffentlichtes Manuskript „Husums Phanerogamische Flora 1843“ vor, das den Grundstock seiner ebenfalls unveröffentlicht gebliebenen Schrift „Breviarium plantarum Ducatus Slesvicensis austro-occidentalis“ (Kurzes Verzeichnis der Pflanzen des südwestlichen Herzogtums Svhleswig) bilden sollte. 1845 ging Ferdinand Müller an die Universität Kiel, um das Staatsexamen in Pharmazie abzulegen und sich weiter den Naturwissenschaften zu widmen. In Kiel studierte er u. a. bei Professor Ernst Ferdinand Nolte, dem damaligen Direktor des Botanischen Gartens und Experten für die Flora Schleswig-Holsteins. Im Grunde genommen nahm er schon hier in Kiel allmählich Abschied von der Apothekerei, wenn auch deren Grundlage zu dieser Zeit noch überwiegend die Beschäftigung mit den Kräutern war. Müllers Begeisterung für die Botanik war nicht zu übersehen und manifestierte sich in einem Herbarium, das die weder für das Studium erforderliche noch kaum für einen Studenten überschaubare Anzahl von über 8000 Pflanzen enthielt.

Schon 1846 bestand Ferdinand Müller in Kiel das Abschlussexamen und erhielt am 2. August 1847 aus der Hand von Prof. Dr. Justus Ohlshausen seine Promotionsurkunde, nachdem er eine Arbeit über die Pflanzenwelt Südschleswigs vorgelegt hatte. Schon am 13. September desselben Jahres kreuzte er mit dem Schiff „Hermann von Beckerath“ den Äquator, um mit seinen beiden Schwestern Bertha und Clara auf dem fünften Kontinent ein neues Leben zu beginnen, was allerdings zu diesem frühen Zeitpunkt noch nicht vollkommen klar war. Sein Onkel Ferdinand Mertens in Tönning hatte dem Vorhaben zugestimmt und ihm geraten, seinem Herzen zu folgen. Es liegen so gut wie keine schriftlichen Äußerungen von Müller selbst vor, und so kann man über die Gründe insgesamt nur spekulieren. Ausschlaggebend ist sicher die labile Gesundheitslage innerhalb seiner Familie gewesen, waren doch sowohl sein Vater als auch seine Mutter und die älteste Schwester durch Tuberkulose in relativ frühem Alter verstorben. Als weitere Motive dürften seine



Abb. 1: Ferdinand Müller im Alter von 18 Jahren

Botanikbesessenheit, der er in Australien sicher erfolgreicher fröhen konnte, und die am Vorabend des schleswig-holsteinischen Befreiungskampfes gegen Dänemark nicht allzu günstige politische Stimmung hinzugekommen sein. In seinem Brief an Fischer-Benzon führt Müller weiterhin aus, dass seine „Ausflüge in die Pflanzen-Fluren“ schon damals einen „innigen Wunsch erregt“ hätten, „in andern Welttheilen selbständig zu forschen, zu welchem Begehre ich besonders noch durch das Lesen von Humboldt's Reisen in die Äquinoctial-Gegenden der neuen Welt noch weiter angeregt wurde, u für welchen Zweck ich auch mich damals schon etwas der Medizin zuwandte.“

Im Dezember erreichten die Müllergeschwister Adelaide, wo Ferdinand zügig eine Anstellung in der von den Deutschen Büttner und Heuzenroeder geführten Apotheke erhielt. Hatte er bereits bei den Aufenthalten seines Auswanderungsschiffes auf der Hinreise jede Gelegenheit wahrgenommen zu botanisieren, so füllte dies alsbald seine ganze Freizeit aus. Schon bei diesen Ausflügen in das Hinterland der Kolonie Südaustralien erwarb Müller sich die Kenntnisse im Buschleben, die für ihn in späterer Zeit bei den großen Expeditionen in Victoria und Nordaustralien überlebenswichtig wurden. 1853 gelang es ihm, die neu ausgeschriebene Anstellung als Regierungsbotaniker der Kolonie Victoria zu erhalten, inzwischen hatte er auch die Schreibweise seines Namens in Mueller geändert, auch ein Zeichen dafür, dass er anfangs, sich in seiner neuen Umgebung heimisch zu fühlen. Es war keineswegs von Anfang an beabsichtigt, für immer in Australien zu bleiben, wovon auch ein Briefwechsel bezüglich eines eventuellen Ankaufs der Einhorn-Rats-Apotheke, die mit diesem Namen erst von dem späteren Besitzer Max Kühn versehen wurde, Zeugnis ablegt. In der Hauptstadt Melbourne unterstand Müller seit 1857 in seiner obigen Stellung auch der Botanische Garten und bald auch der Zoologische Garten, eine Anstellung, die er bis 1873 innehaben sollte.



Abb. 2: Die „Mueller-Ranges“ in Zentralaustralien

In großen Exkursionen begann Müller, die Pflanzenwelt des gesamten Kontinents zu erforschen, und nahm hierfür teilweise – wie bei der bedeutenden nordaustralischen Exkursion unter Augustus Gregory (Juli 1855–Mai 1857), die in Deutschland sofort in den Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt 1857 publiziert wurde – unbezahlten Urlaub. Wenngleich die Erforschung der Flora sein eigentliches Anliegen war, so waren seine Interessen erheblich weiter gespannt, umfassten sie doch auch zoologische und vor allem geographische Fragestellungen. In einem Brief vom 28. Januar 1873 an den Direktor des Naturgeschichtlichen Museums in Stuttgart, Ferdinand von Krauss, bittet er um die Genehmigung, die Olgas, monolithische Felsformationen westlich von Ayers Rock in Zentralaustralien, auf den Namen der württembergischen Königin zu taufen. Auch bestieg er als zweiter Mensch den höchsten Berg des Kontinents, den Mt. Kosciusko, und bestimmte dessen Höhe durchaus richtig. Nördlich der Olgas in der Tanami-Wüste liegen im Übrigen die Mueller-Ranges, die A. Gregory nach seinem unermüdlichen Botaniker benannte. Auch stand Müller in häufigem Kontakt mit August Heinrich Petermann, dem Direktor der damals führenden Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha. Petermann führte in einem Brief vom 21. Juni 1869 an Müller aus: „Was den Namen Ferdinand Müller angeht, so steht derselbe überall in der Welt zu leuchtend hoch, als dass er auch durch die Annäherung irgendeines anderen Lichtes verdunkelt werden könnte.“ Dieser Briefwechsel handelte im Übrigen von dem großen Polarforscher Georg von Neumayer (1826–1909), dessen Untersuchungen über Magnetismus und Nautik Petermann als totgeborenes Kind erschienen. Allerdings hatte es sich Müller nicht nehmen lassen, von Neumayer während dessen Zeit in Melbourne (1857–1864) kräftig zu unterstützen. 1981 wurde die deutsche Antarktisstation nach Neumayer benannt. 1890 verhandelte der Konsul von Schweden und Norwegen ebenfalls mit Müller über eine weitere Expedition in die Antarktis, diesmal die schwedisch-australische unter dem Baron Adolf Erik von Nordenskiöld. Er drängte zwar auch immer wieder über briefliche Kontakte mit den jeweiligen Gouverneuren der Kolonien Victoria und Südafrikas die Engländer zu entsprechenden Aktivitäten, doch erfolgte wenig. Auch sollten die großen Expeditionen von Otto Nordenskiöld und dem deutschen Polarforscher Erich von Drygalski mit dem Polarschiff „Gauß“ erst 1901 erfolgen.

Kurz nach seiner Ankunft in Adelaide hörte Ferdinand Müller außerdem noch von dem Schicksal seines Landsmannes Ludwig Leichhardt, der auf einer Expedition in das Innere des Kontinents auf mysteriöse Weise 1848 verschwunden war. Müller war voller Hoffnung, auch aufgrund eigenen Erlebens im Outback, dass dieser noch irgendwie am Leben sein könne. So versuchte er, auch unter eigener finanzieller Beteiligung, entsprechende Hilfsexkursionen auszurichten. Ganz aufgeklärt wurde das Schicksal Leichhardts allerdings nie.

Tasmanien als Teil von Australien war Müllers wissenschaftlicher Anteilnahme eo ipso sicher und fand mit seiner Flora Eingang in dessen wissenschaftliches Werk. Nach Papua-Neuguinea rüstete Müller sogar eine eigene Expedition aus und brachte mit Freunden die Mittel dafür auf. Auf eigene Kosten stellte er für dieses Unternehmen die Bezahlung eines Wissenschaftlers bereit.

Dass man einem der höchsten Berge auf dieser Insel den Namen Mt. Mueller gab, war in dieser Zeit der Entdeckungen schon fast eine Selbstverständlichkeit.

Bei Petermann regte Müller schon im November 1870 – vor der Gründung des Deutschen Reiches – den Erwerb von Kolonien in Afrika an. Auch später noch tauchen die Namen fast aller bedeutenden Afrikaforscher wie Sir Baker, Schweinfurth, Barth, Nachtigal, von Beuermann, Brehm, von der Decken, Du Chaillu, Heuglin, Rohlf, Vogel und Livingstone in seinen Briefen auf, ein deutlicher Fingerzeig auf sein breit gefächertes Interesse für seine Welt, aber auch für den Strom an wissenschaftlichen Nachrichten, der brieflich um diese Welt selbst in entlegene Regionen floss. Man war ja schnell geneigt, Melbourne in der hintersten Ecke des Erdballs anzusiedeln und als reine Provinz abzutun. Die ersten wissenschaftlichen Bücher erhielt Müller noch von dem Inhaber der Husumer Apotheke, aber später las er sich durch fünf medizinische, zwei chemische, zwei geologische, sechs geographische und sechs botanische Journale sowie vier Gartenjournale durch, meist zur Nachtzeit. Sein normaler Arbeitstag hatte 16 Stunden, die mit Verwaltungstätigkeiten, Klassifizieren von neuen Pflanzen, Ausarbeiten von wissenschaftlichen Publikationen und natürlich dem Schreiben seiner Briefe ausgefüllt waren, am Sonntag wurde nur zwölf Stunden gearbeitet. Dass daneben keine Zeit blieb, sich um eine Ehefrau zu bemühen – Müller war nur kurzzeitig mit Euphemia Hendersen verlobt –, liegt auf der Hand. Immerhin benannte er dieser zu Ehren eine Pflanze mit dem Namen *Nematolepis Euphemia*; ob sie das getröstet hat, ist nicht bekannt.

Dass Ferdinand Müller es dennoch fertigbrachte, an den verschiedensten Veranstaltungen des Deutschen Vereins in Melbourne teilzunehmen, muss als schieres Wunder erscheinen. In einem seiner Briefe an seine Nichte Henriette Wehl beklagte er sich denn auch über die unzähligen Wohlfahrtsverbände der großen Stadt Melbourne, die ihn und andere zu endlosen Kontributionen veranlassten, sowohl zeitlicher auch als monetärer Art. Mehrere Ergebenheitsadressen seiner Landsleute bekundeten seine große Beliebtheit in ihrer Gemeinschaft. Als Wohltäter trat Müller eigentlich hauptsächlich dort auf, wo er sich wissenschaftliche Erfolge erhoffte, vor allem botanische. Allerdings bemerkte sein Hamburger Botanikerfreund Wilhelm Sonder in einem Brief an Ferdinand von Krauss vom 9. Mai 1867, Müller sei uneigennützig „in hohem Grade, aber doch nicht unempfindlich gegen Beweise von Anerkennung“. Für das Königreich Württemberg richtete Müller die Müllerstiftung für Naturhistorische Reisen ein, deren Statuten am 18. Mai 1869 fixiert wurden. Diese Stiftung und seine bevorzugte Belieferung des Stuttgarter Museums unter F. von Krauss mit australischen Fauna- und Floraausstellungsstücken gaben mit den Ausschlag für Ferdinand Müllers Erhebung in den erblichen Freiherrenstand durch den König von Württemberg am 6. Juli 1871. Als Wappenemblem wählte Müller, dem nunmehr (die auch im Englischen geläufige) Anrede „Baron“ zustand, Eukalyptusblätter und als Wahlspruch wurde ihm „Virtute Ingenioque Valemus“ (Durch Tugend und Begabung sind wir stark) mitgegeben.

EUCALYPTOGRAPHIA.

A DESCRIPTIVE ATLAS

OF THE

EUCALYPTS OF AUSTRALIA

AND THE

ADJOINING ISLANDS;

BY

BARON FERD. VON MUELLER, K.C.M.G., M. & PH.D., F.R.S.,

GOVERNMENT BOTANIST FOR THE COLONY OF VICTORIA.

"SIC UT ARBORIBUS, SIC SERVIRI DEBENT VAPORIBUS RARISSIMIS." - Linn. Systema II. 14. 18.

DECADES I—X.

MELBOURNE: PRINTED AND PUBLISHED BY JOHN FRASER, GOVERNMENT PRINTER.
LONDON: TUBNER AND CO., 11 AND 13 LUDGATE HILL.

1870—1894. 1

Abb. 3.: „*Eucalyptographia*“ *Australiens*

Die Eukalyptusblätter waren gut gewählt, denn durch sein ganzes Leben in Australien zieht sich wie ein roter Faden die Aussendung von Eukalypten in die ganze Welt, ins Königreich Neapel zur Trockenlegung der Tibersümpfe, in andere Gegenden zur Verbesserung der Luft und als widerstandsfähiges Baumaterial besonders in tropischen Regionen. Selbst mit Kaiser Napoleon III. stand er deswegen in Verbindung, als dieser ihn in einem persönlichen Schreiben um die Aussendung von Eukalypten, Casuarinen und Akazien nach Algerien bat. Auch Ägypten, Jerusalem, La Plata und die Atacama standen auf seiner Sendeliste. Mit geradezu messianischem Eifer versorgte er vor allem mit den Eukalypten die ihm für den Anbau geeignet scheinenden Länder, sodass 1875 ein französischer Wissenschaftler schreiben konnte: „In der Geschichte der weitverbreiteten überseeischen Einführung ist Müller der Genius, der die Zukunft dieser Art voraussah.“ Dass dies nicht immer ein Segen sein musste, kann man heute gut am Beispiel Äthiopiens studieren. In weiten Teilen des Landes ist die ursprüngliche Vegetation Wäldern von Eukalypten gewichen, die einen erhöhten Wasserverbrauch haben und somit zu einer weiteren Aridisierung des Bodens führen. Aber Müller arbeitete auch wissenschaftlich über die Frage, welche ausländischen Pflanzen wohl in Australien anbaufähig wären. So erschien zum Beispiel 1876 sein Buch „*Select Plants Readily Eligible for Industrial Culture or Naturalisation in Victoria*“. In einer Zeit, die nicht die gleiche Kenntnis

von dem empfindlichen ökologischen Zusammenspiel hatte wie wir heute – und wahrscheinlich ist diese auch so noch dürtig genug –, und in der es sogenannte Akklimatisationsgesellschaften gab, ist dieses verhängnisvolle Tun letztendlich entschuldbar, auch wenn wir heute mit den Folgen konfrontiert werden. Andererseits bedauerte Müller sehr wohl die menschlichen Eingriffe in die Natur. Wiederum in einem Brief an F. von Krauss vom 11. Juni 1887:

Man gönnt den armen Thieren das wenige Gras, Kraut und Gebüsch nicht, was sie zur Nahrung bedürfen, denn die Weideländereien sind mit Heerden nun fast überall erschöpfend besetzt, und so werden Känguruhs u auch Emus erbarmungslos vernichtet. In nicht gar langer Zeit wird manche australische Art grösserer Tiere durch Menschenhand aus der Schöpfung gestossen sein! So werden die armen Geschöpfe das Schicksal ... der *Alca impennus* [Riesenalk auf Island] theilen, von der in so rührender Weise Blasius berichtet, dass das letzte Paar in Island [1844 von einem ornithologischen Eiersammler] erschlagen sei, indem die braven unglücklichen Geschöpfe ihr Nest vertheidigten! Es ist zu verwundern, dass die Zoologen Dänemarks nicht zeitig schützend eintreten, damit die Brutung fortbestehe. Wir hier schützen jetzt den seinem Untergang nahen Leiervogel.

Dies scheint im Übrigen gelungen zu sein, denn den Prachtleierschwanz aus der Familie der Sperlingsvögel (*Menuridae*) gibt es glücklicherweise heute noch. Auch weigerte Müller sich, von einer nur einmal aufgefundenen Pflanze ein Exemplar in sein Herbarium aufzunehmen.

Eigentlich ist es bei seiner taxonomischen Beschäftigung und der ständigen Auseinandersetzung mit den verschiedensten Aspekten der Natur zu verwundern, dass er den Arbeiten Charles Darwins eher skeptisch gegenüberstand. Ebenfalls mit diesem, der ihm 1886 seine neuen Bände über „Variation of Animals and Plants under Domestication“ zugesandt hatte, verband ihn ein Briefwechsel, doch hält er dessen Arbeiten in einem Brief vom 8. Juni 1885 wiederum an Krauss für überbewertet im Verhältnis zu anderen Forschungen, es werde „nur ein kleiner Theil“ der Darwinschen Theorien „haltbar bleiben.“ Seine skeptische Haltung bleibt umso unverständlicher, da er sowohl mit Thomas Huxley, der „Dogge Darwins“, als auch mit Asa Grey (Professor an der Harvard Universität, 1810–1888), dem Hauptverfechter Darwinscher Ideen in den USA, in ständiger Verbindung war.

Fast unendlich ist die Zahl derjenigen draußen im Feld, die für ihn sammelnd tätig waren. Seine Beschäftigungen in Melbourne ließen es kaum noch zu, dass er selbst botanisierend in den Weiten des fünften Kontinents umherzog, aber da ihm die Herausgabe einer Flora Australiensis vor Augen schwebte, setzte er alles daran, möglichst erschöpfend die Pflanzenwelt Australiens in seinen Herbarien in Belegexemplaren vorliegen zu haben. Gleichzeitig wurde die Herausgabe dieses Werkes zu seinem traumatischen Erlebnis, da sie zwar ohne ihn niemals hätte erscheinen können, aber doch nicht von ihm sondern von einem gewissen Georg Bentham (1800–1884) aus dem Botanischen Garten von Kew bei London herausgegeben wurde. Mit Abstand der größte Briefwechsel besteht mit Sir William Hooker, dem Direktor des Botanischen Gartens, und später mit dessen Sohn und Nachfolger. Kew darf man durchaus als das Weltzentrum damali-

ger botanischer Forschung betrachten, hier liefen alle Fäden der Pflanzenkunde zusammen, und selbstverständlich in erster Linie die aus dem über die ganze Erde verstreuten britischen Kolonialimperium. Einen ganzen Kontinent zu bearbeiten, war natürlich Herausforderung und Verlockung zugleich und wer wäre da geeigneter gewesen als Müller, ein brillanter Forscher vor Ort.

Trotz seiner immensen, immer schon taxonomisch richtig bearbeiteten Aussendungen von Pflanzen schien man in Kew der Sache nicht richtig zu trauen, da man es für wichtig hielt, Müllers Beschreibungen im eigenen – weltgrößten – Herbarium abzugleichen. Den wiederholten Vorschlägen Hookers, Müller möge doch nach England kommen, wich dieser immer wieder aus und so kam es, dass ein reiner Stubengelehrter, der Australien nie gesehen hatte, die Flora Australiensis mit dem wenig zutreffenden und fast schon unhöflichen Zusatz „Unter Assistenz von F. von Müller“ publizierte. Es hätte Müllers Lebenswerk sein können und sollen und man kann sich nachträglich nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass man von englischer Seite auch nicht allzu sehr daran interessiert war, dass dieses große Werk von einem Botaniker deutscher Herkunft hätte geschrieben werden sollen. Eines ist jedenfalls sicher, ohne Müller hätte es keiner in England tun können, insofern ist es zweifellos ein Hauptteil seines Schaffens, ein anderer die Anlage des größten Herbariums der südlichen Hemisphäre mit fast einer Million Pflanzen, unter ihnen auch bei Husum gesammelte und andere aus dem Herbar des bedeutendsten Systematikers Carl von Linné sowie weiterer Wissenschaftler.

Wenn auch Australien Müllers Hauptarbeitsgebiet war und blieb, so bearbeitete er doch auch den angrenzenden pazifischen Raum, von wo er sich botanisches Material zusenden ließ. Dieses fand Niederschlag in seinen Büchern und Artikeln über die Norfolkinseln, Fidschi, Neu-Kaledonien, Neu-Hebriden, Papua-Neuguinea, Samoa, Salomoninseln und Neu-Seeland. Letztere Insel, die ausgiebig von seinem Brieffreund Ferdinand von Hochstetter, dem Kurator des K. u. K. Naturhistorischen Hofmuseums in Wien, beschrieben wurde, wurde auch Müllers einziger Auslandsaufenthalt, da er dort als Präsident der Australasian Association for the Advancement of Science einen Kongress



Abb. 4: Porträtmedaillon am Grabmonument



Abb. 5: Urkunde zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft im Naturwissenschaftlichen Verein für Schleswig-Holstein, 1896

eröffnen musste. Das Organisieren von und Präsidieren über wissenschaftliche Organisationen wurde überhaupt in seinen späteren Jahren nach der erzwungenen Aufgabe seiner Direktorenposten (1873) eine wichtige Aufgabe.

Die Zahl der Ehrungen, die über ihn ausgeschüttet wurden, ist Legion und füllt auf den Titelseiten seiner Bücher, eine im 19. Jahrhundert durchaus übliche Sitte, kleingedruckt mehr als eine halbe Seite. Die erste wurde ihm auf seinen Antrag hin von der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock verliehen, nachdem er mit dem dortigen Professor Johannes Roeper Kontakt aufgenommen hatte und ihm beinahe einfüllig erklärt hatte, dass er ja genügend Kenntnisse in Medizin hätte und dann stände ihm der Dr. med. doch ganz gut an, würde ihm „doch die Erlangung der medizinischen Doktorwürde eine bessere Stellung an der hiesigen Universität sichern ...“ (Schreiben v. 21. Juli 1857). Müller schmückte auch gleich noch ein neues Genus der Kapparideen mit Roepers Namen, um hiermit seiner Verehrung Ausdruck zu verleihen. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, würde man all seine Ehrendoktorwürden, Orden, Standeserhöhungen, Ehrenmitgliedschaften, Ehrengeschenke etc. aufzählen. Müllers Kontakt zu seiner Heimat wurde im Laufe seines Lebens immer geringer und blieb zu Husum nach dem Tod von Becker ganz aus, eine Ehrung hatte Nordfriesland zu der Zeit sowieso nicht zu vergeben, aber kurioserweise wurde seine letzte die am 21. Januar 1896 verliehene Ehrenmitgliedschaft im Naturwissenschaftlichen Verein Schleswig-Holstein.

Als Müller am 10. Oktober desselben Jahres starb, trauerte nicht nur die dortige deutsche Gemeinde, sondern mit ihr Gelehrte von Schweden bis Hawaii, Württemberg bis Chile, England bis Neu-Seeland, Dänemark bis USA. Fortgegangen von ihnen war einer der bedeutendsten Wissenschaftler ihrer Zeit. So war es nicht nur der Botaniker, der vermisst wurde, sondern jemand, der sich Achtung auch in der Zoologie, der Geographie und der Paläobotanik erworben hatte. Seine öffentliche Reputation im Staate Victoria war von Jahr zu Jahr gestiegen. So war Müllers Beerdigung ein großes öffentliches Ereignis. Tausende gaben ihm das Geleit, unter ihnen Abordnungen der verschiedensten wissenschaftlichen und wohltätigen Vereinigungen, Honoratioren der Stadt und die Konsuln der in Melbourne vertretenen Mächte. Die Australische Zeitung vom 4. Oktober 1896 schrieb: „Sie haben einen guten Mann begraben, für viele war er mehr.“ In vielen Kirchen der Stadt wurden Gedenkgottesdienste für diesen strengen Lutheraner abgehalten und man rief zu einer Spende auf, um auf seinem Grab einen Obelisk mit seinem in Bronze gegossenen Porträt im Profil zu errichten. Wenn auch etwas eng platziert, so ist dieser auch heute noch das markanteste Denkmal auf dem alten Friedhof in Melbourne. Außerdem wurde eine Müller-Medaille für den bedeutendsten Beitrag in den Naturwissenschaften innerhalb Her Majesty's Dominions mit Hauptaugenmerk auf Australien geschaffen. In Deutschland erschien in den „Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft“ ein sehr langer Nachruf von Otto Warburg (nicht der Nobelpreisträger). Auch er kannte die Schwäche Müllers bezüglich seiner Orden- und Ehrenwünsche, bemerkte aber: „Trotz alledem blieb Müller in seiner eigentlichen Lebensarbeit der einfache und bescheidene, nur nach wissenschaftlichen Zielen strebende Mann, der fast ohne Comfort, ja sogar ohne eigentliches Wohnzimmer in einem bescheidenen einstöckigen Häuschen in einer der ausgedehnten Vorstädte Melbournes allein und zufrieden mit seinem Diener lebte, von Herbarien umgeben, und dauernd der aller angestrengtesten Arbeit sich widmend und darin sich wohlfühlend.“

Regardsfully Yours, so unterschrieb Müller vor allem in späteren Jahren viele seiner Briefe, und so beginnt der Titel der jetzt vollständig erschienenen dreibändigen Ausgabe ausgewählter Briefe. Auf insgesamt 2615 Seiten gibt ein Autorenteam in dieser *Selected Correspondence of Ferdinand Mueller* einen hervorragenden Einblick, besser als die beiden vorliegenden Biographien, in das Leben dieses bestaunenswerten Mannes. Die eine von dem Schriftsteller Edward Kynaston wurde zwar mit dem Titel „A Man on Edge“, sinngemäß wohl am besten übersetzt mit „Ein Mann auf der Kippe“, in Australien veröffentlicht, erreichte aber keine nennenswerte Auflage. Ein Urteil darüber lautete, sie hätte besser nicht geschrieben sein sollen. Die andere Biographie war einfach zu oberflächlich. Schon allein das Blättern nur in den Briefen vermittelt einen besseren Einblick in das Leben Müllers, als es diese Biographien auch nur im Entferntesten können. Müller mit seinen eigenen Worten zu erleben oder Urteile und Mitteilungen von seinen Korrespondenten zu lesen, gibt ganz andere Einsichten als alle Spekulationen, denen gerade in dem Buch Kynastons ein weiter Raum gewährt wird. Unter dem Primus inter Pares Rod W. Home, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften an der Universität

Melbourne, seinen Mitarbeiterinnen Sara Maroske, Doris Sinkora und Monika Wells, Prof. Arthur M. Lucas aus London und Prof. Johannes H. Voigt von der Universität Stuttgart wurde ein Briefkompendium geschaffen, das zweifelsohne seinesgleichen suchen kann.

In drei Bänden, die in den Jahren 1998, 2002 und 2006 mit insgesamt 2615 Seiten in dem Verlag Peter Lang AG, International Academic Publishers, Bern, erschienen sind, sind etwa fünf Prozent der ca. 12 500 bekannten Briefe Müllers mit Kommentaren erschienen. Diese Bände sind jeweils aufgeteilt in eine biographische Einführung, eine Danksagung, den Briefteil, eine Darstellung der Adressaten sowie der Personen, die in seinen Briefen erwähnt werden, und einen Abschnitt mit einigen Briefen über Müller. Der erste Band zeichnet sich insbesondere durch eine ausgiebige Bibliographie aus, die teils auf älteren Vorlagen wie D. M. Churchill et al. beruht und von Doris Sinkora bearbeitet wurde. Auch ist in diesem Band in einem Anhang ein ausführliches Verzeichnis der Müllerschen Pflanzennamen enthalten. Der dritte Band schließt mit einer Liste aller seiner Ehrungen, der rekonstruierten Müllerschen Bibliothek und einer Liste der vorkommenden botanischen Namen.

Die Liste seiner Korrespondenten liest sich wie ein „Who’s who“ der damaligen wissenschaftlichen, vor allem natürlich der botanischen Welt. So nimmt folgerichtig auch der mit den Hookers oder anderen Personen in den Kew-Gardens getätigte Briefwechsel den größten Raum ein. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, würde man all diese Namen hier aufzählen. Trotzdem sollen neben den schon im Text genannten einige weitere aufgeführt werden, die mehr oder weniger auch im deutschen Sprachraum geläufig sind und wiederum Zeugnis ablegen von Müllers weitgefächertem Interessensspektrum. Dass so viele adlige Namen darin erscheinen, hat ganz einfach seinen Grund darin, dass etliche aufgrund ihrer Leistungen eine Standeserhöhung erfuhren. Anführen möchte ich die Namensliste mit Kaiser Napoleon III., Kaiser von Frankreich, Friedrich August II., König von Sachsen, Karl I., König von Württemberg, und Kalaukua, dem König von Hawai. Diese Briefe sind weniger wissenschaftlichen Zwecken gewidmet, sondern beziehen sich mehr auf Ehrungen etc. Eindeutig wissenschaftlichen Inhalts – wie überhaupt wenig Persönliches in die Briefe mit hineinfluss – sind diejenigen an Justus von Liebig, Hermann von Helmholtz, Carl von Martius, Friedrich Wöhler, Jacob Agardh, Lord Kelvin, Julius von Haast und Rudolph Virchow. Letzterem, der leider eine so unselbige Rolle im Zusammenhang mit der Entdeckung des Neandertalers spielte, dankte Müller für die Zusendung anthropologischer Hefte. Die Briefe in die Heimat nehmen nur einen äußerst schmalen Raum ein, was sicher daran liegen dürfte, dass diese zu einem großen Teil vernichtet oder nicht mehr auffindbar sind. Mit den Beckers stand er noch verhältnismäßig lange in Kontakt, wie er dies in seinem Schreiben an von Fischer-Benzon erwähnt.

Der weitaus überwiegende Teil der Korrespondenzen ist in Melbourne der Vernachlässigung und Ignoranz anheimgefallen. Bei der Fülle des Geschriebenen mag sicher noch an einigen Orten Verborgenes schlummern und man kann nur hoffen, dass die Herausgabe der *Selected Correspondence* dazu beiträgt,

diese Schätze zu heben. Für Müller waren die Briefe das Tor zur Welt, halfen ihm hinaus aus der wissenschaftlichen Provinz, in der er sich ja sonst wohlfühlen schien. Uns geben sie letztendlich einen einzigartigen Einblick in Art und Weise des damaligen wissenschaftlichen Austausches.

Liest man diese Briefe, so muss man festhalten, dass Müller ein gutes Deutsch schrieb, das trotz der Menge des an manchen Tagen Geschriebenen niemals nachlässig wirkt. Seine hervorragenden Lateinkenntnisse spürt man in seinen botanischen Namensgebungen und Französisch muss ihm aufgrund der von ihm in dieser Sprache verfassten Briefe ebenfalls geläufig gewesen sein. Zu seinem Englisch bemerkt Prof. Rod Home, dass man bis an Müllers Lebensende spürte, dass trotz seiner ständigen Veröffentlichungen in dieser Sprache Englisch nicht seine Muttersprache war. Deutsche Satzkonstruktionen und direkte idiomatische Übersetzungen zeigten dies, aber ein Literat wollte Müller ja auch nicht sein.

Man kann dem Autorenteam nicht genug für die langjährige erfolgreiche Arbeit danken, sie ist ein Meilenstein in der Geschichte der Herausgabe internationaler wissenschaftlicher Briefwechsel und auch der botanische Laie kann so manches darin finden. Zu danken ist aber auch denjenigen Institutionen und Privatpersonen, die durch ihre Zuwendungen den Druck überhaupt erst ermöglicht haben. An erster Stelle wären die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte (Druckkostenzuschuss im Jahre 1997) und Müllers Lehrapotheke zu nennen, des weiteren der Kreis Nordfriesland, die Stadt Rostock, die Gesellschaft für Tönninger Stadtgeschichte und eine Gruppe engagierter Apotheker der „Pro Pharm 2000“. Der Verfasser dieser Zeilen kann nicht umhin, seiner Enttäuschung dahingehend Ausdruck zu verleihen, dass es trotz eines langen und substantiellen Briefwechsels und Bemühungen auf persönlicher Ebene nicht möglich war, die Apothekerschaft Schleswig-Holsteins und Deutschlands zu einer Hilfe für einen ihrer bedeutendsten Kollegen zu bewegen. Umso mehr erfreute es, dass es sich die Bundespost nicht nehmen ließ, zusammen mit der Australischen Post, die dies schon einmal anlässlich der 100. Wiederkehr von Müllers Einwanderung nach Australien 1948 getan hatte, eine gemeinsame Briefmarke zu seinem hundertsten Todestag herauszugeben. In Tönning ist an dem ehemaligen Wohnhaus seiner Familie zwar inzwischen eine Erinnerungstafel angebracht worden, ansonsten erinnert nichts in seiner Heimat an diesen wichtigsten Wissenschaftler der südlichen Hemisphäre im 19. Jahrhundert.

Durch den Verf. wurden für den vorliegenden Beitrag zum einen die Bände der *Selected Correspondence* benutzt, zum anderen auch eigene Aufzeichnungen, die er anlässlich zweier Reisen auf den Spuren Müllers in Australien zusammengetragen hat.

Regardsfully Yours. Selected Correspondence of Ferdinand von Mueller. Bd. I (1998): 1840–1859, Bd. II (2002): 1860–1875, Bd. III (2006): 1876–1896. Hrsg.: R. W. Home, A. M. Lucas, Sara Maroske, D. M. Sinkora, J. H. Voigt u. M. Wells (nur Bd. III). Bern u. a.: Peter Lang (Life and Letters of Ferdinand von Mueller).

Abbildungsnachweis: Abb. 1–5: Aufnahmen v. Günter Klatt (Vorlagen zu 1 u. 5: Bibliothek der Royal Botanic Gardens, Melbourne)

Georadar-Untersuchungen zur Lage der 1807/08 abgebrochenen Alten St.-Marien-Kirche

Von Georg Weßler

Einleitung

Die 1807/08 abgebrochene gotische Marienkirche Husum war schon oft Thema von Untersuchungen und Betrachtungen aus sehr unterschiedlichen Gründen. Anlass dazu war unter anderem der Wunsch, das genaue Aussehen der Kirche zu ermitteln oder die Gründe und die Vorgehensweise beim Abriss aufzuklären. Ebenso wurden der Verbleib der wertvollen Kunstschatze erforscht oder die Auseinandersetzungen in der Bevölkerung über den Sinn des Abbruchs beschrieben.

Die Tatsache, dass eine der größten Kirchen in den Herzogtümern Schleswig und Holstein quasi über Nacht abgebrochen wurde und über 25 Jahre eine große Baulücke im Zentrum der Stadt bestand, hat die Gemüter bis heute bewegt. In dieser Zeit hatte die Stadt keine Kirche in ausreichender Größe für Gottesdienste oder für repräsentative Veranstaltungen. Der Kunsthistoriker Horst Appuhn hat 1953 sehr umfassend über die Entwicklung dieses Gotteshauses und seine Ausstattung berichtet, in mehreren Ansichten den Raumeindruck dargestellt sowie den Grundriss aus den Akten erforscht. Der Versuch, diesen Grundriss auf die Örtlichkeit zu übertragen, um für historisch Interessierte die Lage und Größe dieser alten Kirche darzustellen, ergab, dass eine Übertragung in die Örtlichkeit wegen fehlender Bezugspunkte nicht möglich ist.

Appuhns rekonstruierter Grundriss enthält einen Nordpfeil. Danach wäre die gotische Marienkirche wie üblich in Ost-West-Richtung erbaut worden. Beim Versuch, die Kirche nun in Ost-West-Richtung auf dem Markt zu platzieren, zeigte sich, dass überzeugende Varianten für die Lage der alten Marienkirche aufgrund mehrerer Konfliktpunkte nicht zu ermitteln waren. Einerseits war um 1436, das Jahr des Baubeginns der Marienkapelle, das Wegenetz bereits festgelegt und vermutlich die Randbebauung des Marktes in Teilen vorhanden. Andererseits war ein Grund für das Abweichen vom Ost-West-Prinzip auf Antrieb nicht zu erkennen. Der angegebene Nordpfeil war also infrage zu stellen. Der Kunstverein Husum und Umgebung und die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte schlossen nun auf Anregung des Verf. diese Wissenslücke, indem sie das Institut für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität Kiel beauftragten, mit Georadar die Prospektion des Untergrundes am Markt vorzunehmen und entsprechend darzustellen. Ziel war, die Fundamente der alten Marienkirche örtlich zu fixieren.

Die Alte St.-Marien-Kirche war ein sehr bedeutendes Bauwerk ihrer Zeit. Sie war von der Fläche her nach dem Schleswiger Dom die größte Kirche in

Schleswig und Holstein. Mit einer Turmhöhe von bis zu 95,5 Metern hatte sie zeitweilig sogar zu den zehn Kirchen mit den höchsten Türmen im Gebiet des heutigen Deutschland gehört. Dieser Rang der (seit 1808 nicht mehr existierenden) Husumer Kirche wurde erst durch den im dritten Quartal des 19. Jahrhunderts einsetzenden Nachbau von Kirchtürmen herabgestuft. Große Kirchen wie Schleswiger Dom, Marien- und Nikolaikirche in Flensburg, aber auch der Kölner Dom und die großen Hamburger Kirchen erhielten ihre weitaus höheren Türme erst nach 1871. Hohe Kirchtürme waren bis dahin nur bei den Lübecker Kirchen errichtet worden.

Die Idealisierung der abgebrochenen gotischen Marienkirche im Bewusstsein der Bevölkerung wuchs noch zusätzlich, weil die 1833 fertiggestellte Nachfolgekirche von Christian Frederik Hansen im klassizistischen Stil errichtet wurde und sich grundlegend vom Vorgängerbau unterschied. Alles, was bei der gotischen Marienkirche eindrucksvoll war, nämlich Höhe, Größe, Länge, Lichtführung, Kunstschätze, Turm, wurde bei der Nachfolgekirche vermisst. In ihrem kühlen Rationalismus und ihren strengen geometrischen Formen, einem kleinen Kirchturm mit Glocken, die zunächst nicht freischwingend zu läuten waren, wurde sie als Fremdkörper im mittelalterlichen Stadtgrundriss empfunden und entsprechend abgelehnt. Diese Ablehnung währte über Generationen und führte noch in der Zeit nach 1960 zu nachhaltigen Veränderungen im Inneren der klassizistischen Kirche.

Erst heute wissen wir zu schätzen, dass die neue Marienkirche zu den Hauptwerken des Klassizismus im Lande zählt. Sie ist das Alterswerk von Christian Frederik Hansen, seine letzte Kirche. Sie enthält neue Gestaltungselemente und zählt daher zum krönenden Abschluss seines Wirkens als Staatsbaumeister.

Georadar

Zunächst sei die Arbeitsweise von Georadar beschrieben. Prospektionsverfahren wie Georadar werden in der Archäologie eingesetzt, um schnell und mit geringem Aufwand Erkenntnisse über im Boden befindliche Bauwerksreste zu erhalten. Dieses Verfahren kann auch großflächig eingesetzt werden, um später zielgerichtet graben zu können.

Georadar arbeitet nach dem Impuls-Echoprinzip. Kurzzeitige elektromagnetische Impulse werden in den Boden gesendet und ihre Reflexionen aufgenommen. Es treten nur dann Reflexionen auf, wenn sich im Boden unterschiedliche Schichten oder Gegenstände mit unterschiedlichen Materialeigenschaften befinden. Die Reflexionen führen dann zu Schwärzungen im Messprofil. Das Verfahren arbeitet bis zu einer Tiefe von ca. 3 Metern. Beim Messvorgang werden Sender und Empfänger mit einer Geschwindigkeit von 1 Meter/Sekunde über die zu betrachtende Fläche gezogen. Im Abstand von 50 Zentimetern wird ein Messprofil ermittelt. Für die Marienkirche wurden in drei Bereichen insgesamt 64 Messprofile hergestellt, ihre Länge liegt zwischen 30 und 46 Metern. Das Verfahren kann nur in ebenem Gelände eingesetzt werden. Höhenveränderungen, wie z. B. eine Treppe, begrenzen den Einsatz.

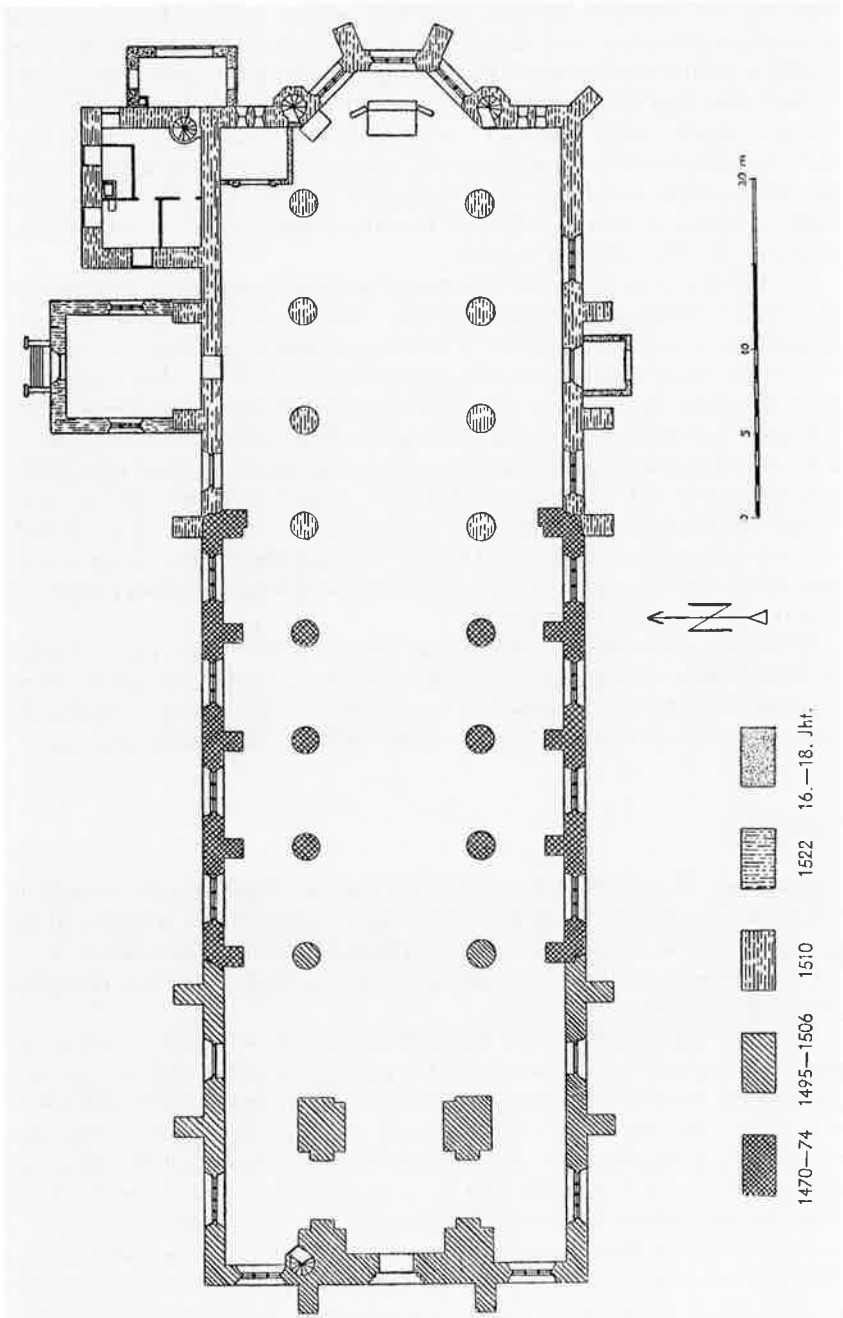


Abb. 1: Horst Appuhn (1953): Rekonstruierter Grundriß der Alten St.-Marien-Kirche Husum

St.-Marien-Kirche Husum

Georadar-Messungen
Profilplan

UND MÖGLICHE GRUNDRISSÜBERTRAGUNG
v. H. LILEY OS-00.06



CIAU
Christliche Archäologie und Denkmalpflege an der Universität zu Köln
Lehrstuhl für Archäologie und Denkmalpflege
Geographisches Institut
Dr. H. Liley (0471) 8003002
leiley@geographie.uni-koeln.de

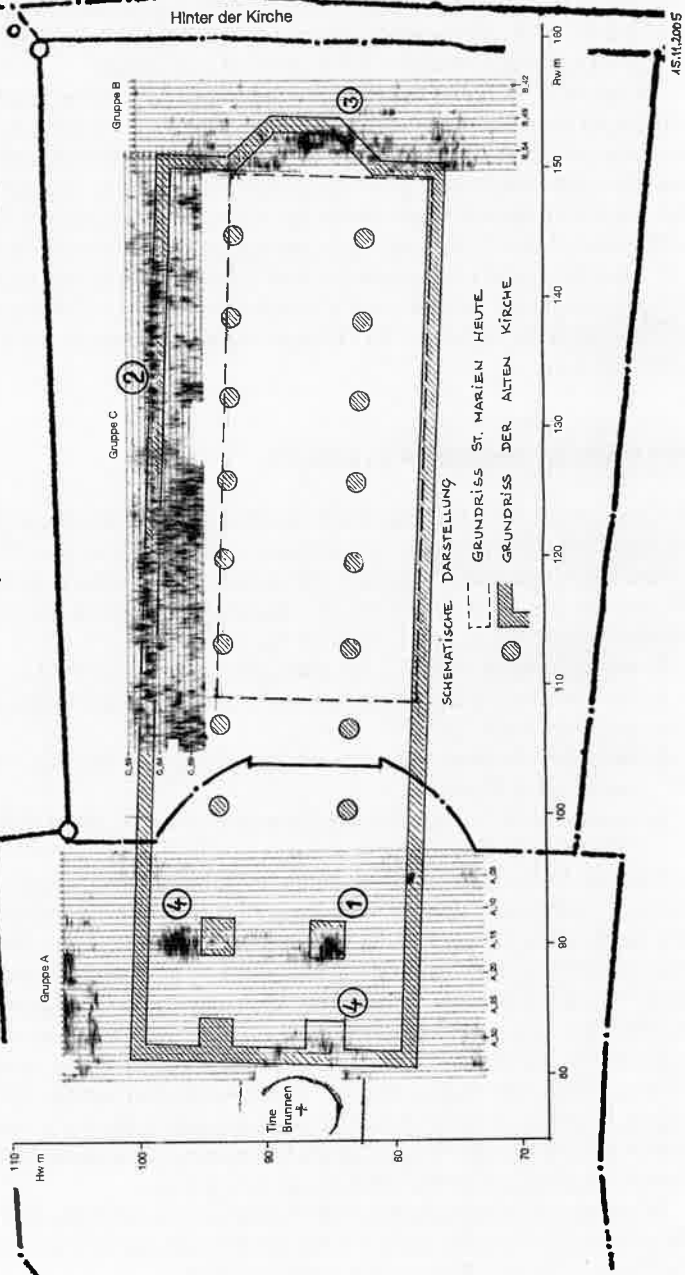


Abb. 2: Georadar-Messungen im Marktplatzbereich (2005) zur Lage der Alten St.-Marien-Kirche und mögliche Grundrissübertragung

Im Umfeld der Marienkirche wurden gemessen (siehe Plan Gruppe A–C):

- der Markt zwischen Tinebrunnen und der Umfassungsmauer
- der Bereich zwischen nördlichen Linden und Kirchenwand
- der Ostbereich zwischen Kirchenwand und Linden

Messprofile wurden für 1100 qm aufgestellt. Auswertbar sind 858 qm, dies entspricht etwa 50 % der Grundfläche der alten Marienkirche. In einem Profilplan wurden diese 64 Profile zusammenhängend dargestellt. Darin heben sich die Unregelmäßigkeiten des Untergrundes durch eine kräftige Schwärzung heraus. Durch Massierungen dieser Schwärzungen kann auf ein Fundament geschlossen werden. Über Fixpunkte, die eingemessen wurden, ist dann die örtliche Zuordnung der Profile und ihrer Schwärzungen möglich. Außerdem wurde die entsprechende Anzahl von Längsschnitten geliefert, die zeigen, in welcher Tiefe unter dem vorhandenen Geländeniveau die gemessenen Gebäudereste sich befinden.

Wie wurde der Profilplan interpretiert?

In unserem Fall war der gegebene Grundriss der alten Kirche in den Profilplan einzupassen. Dazu müssen mindestens zwei Elemente des rekonstruierten Grundrisses mit dem Profilplan übereinstimmen. Gefunden wurden jedoch Übereinstimmungen an vier Stellen, sodass die geometrische Zuordnung der Kirche überbestimmt war. Gefunden wurden

1. das südöstliche von vier Turmfundamenten (Plan, Punkt 1)
2. das Fundament der Nordmauer auf etwa 60 % seiner ursprünglichen Länge (Plan, Punkt 2)
3. der Chorabschluss mit der südlichen Ecke einschließlich eines Treppenturms (Plan Punkt 3)
4. zwei weitere Fundamente des Turmes in hinreichender Übereinstimmung (Plan, Punkt 4)

Das Nordostfundament des Turmes befand sich jedoch nicht in der erwarteten Lage. Allerdings war das Messergebnis für die Bestimmung der Richtung der Turmwände verwertbar. In Verbindung mit der Lage der Nordmauer und der Chormitte konnte somit die Achse der Kirche festgelegt und die Kirchenbreite bestimmt werden. Danach lag die Achse der alten Kirche ca. 3 Meter nördlich der neuen Kirchenachse. Die von Appuhn ermittelte Breite des Kirchenschiffes mit ca. 22 Metern und die Länge mit 73 Metern wurden bestätigt. Über die Lage der Säulen, die die Gewölbe der drei Schiffe der alten Kirche trugen, konnte keine Erkenntnis gewonnen werden. Dies wäre sehr erwünscht gewesen, da in den Quellen und in der Literatur unterschiedliche Abstände und Durchmesser genannt sind (Habermann, Appuhn).

Es wurde unterstellt, dass sich die Säulen auf zwei Linien befinden, die am Turmfundament beginnen, nach Osten laufen und auf die Chorecken gerichtet sind (siehe Appuhn, Rekonstruierter Grundriss).

Ergebnis

Die Prospektion der Lage der Fundamente der abgebrochenen Marienkirche und ihre örtliche Zuordnung zum Markt und zur neuen Marienkirche liefert folgende Erkenntnisse:

- Die Südwand in der neuen Marienkirche steht genau auf dem Fundament der Südwand der alten Marienkirche.
- Die Nordwand der neuen Marienkirche steht auf den Fundamenten der ehemaligen nördlichen Pfeilerreihe.
- Die Ostwand der neuen Marienkirche steht in Höhe des ehemaligen Altars.
- Die Ausrichtung der Kirche wurde nicht verändert. Sie ist um 16° von Osten nach Norden gedreht.
- Der alte Chor befand sich unmittelbar im Anschluss an die heutige Ostwand. Der Abstand der Außenwände betrug ca. 4 Meter.
- Die Westseite des Turms der alten Marienkirche lag unmittelbar an der heutigen östlichen Kante der Fundamentplatte des Tinebrunnens.
- Die Nordwand der alten Marienkirche lag ca. fünf Meter nördlich der jetzigen Nordwand der Marienkirche.
- Die alte wie neue Kirchenachse liegt auf der Winkelhalbierenden zwischen Norder- und Süderstraße.
- Die Fundamentreste liegen zwischen 60 und 100 cm unter der Geländeoberfläche.

Damit wird deutlich, dass die neue Marienkirche auch im realen Sinne auf den Fundamenten der alten Kirche steht und ihre Abmessungen durch den Vorgängerbau bestimmt sind. Die neue Kirche konnte somit durch die Nutzung vorhandener Fundamente auch wirtschaftlich gebaut werden.

Bewiesen ist nun, dass die Achse der alten Marienkirche bereits 1436 um 16° von Ost nach Nord gedreht wurde.

Gibt es nun einen Grund für diese auffallende Achsendrehung? Ist doch die Ansicht weit verbreitet, dass die frühen Kirchen genau in Ost-West-Richtung erbaut wurden.

Unsere Kirche hat eine Schutzpatronin. Es ist Maria. Der Tag dieser Heiligen, Mariä Geburt, ist der 8. September. An diesem Tag geht in Husum die Sonne im Azimut 79° auf, also unter einem Winkel von 11° von Ost nach Nord gedreht. Dieser Winkel liegt auffallend dicht bei 16° , der Richtung des Sonnenaufgangs am 1. September.

Ist die Kirchenachse also quasi auf den Sonnenaufgang des Geburtstages der Schutzpatronin gerichtet?

Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke Grundlage der Planung für den Kirchenbau war. Eine stichprobenweise Ermittlung der Lage von 37 Kirchen in unserer Region, die zwischen dem 12. und dem 17. Jahrhundert errichtet wurden, zeigt, dass nur sehr wenige Kirchen in genauer Ost-West-Richtung erbaut wurden. Der weitaus größte Teil, nämlich 63 %, der Kirchenachsen ist leicht von Osten nach Norden gedreht. Die Drehungen liegen zwischen 2° und 16° . Von allen Kirchen weisen nur 20 % eine Drehung von 16° wie bei der Husumer Marienkirche auf. Dies zeigt, dass die Drehung nicht außergewöhnlich ist.

Ob geplant oder nicht, die Ausrichtung unserer Kirche auf den Sonnenaufgang am Geburtstag der Schutzpatronin Maria kann allemal als bemerkenswerte Besonderheit angesehen werden.

Dank und Ausblick

Die Erkundung der Lage der abgebrochenen Marienkirche durch das Institut für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität Kiel war möglich, weil mehrere Interessen und Bemühungen erfolgreich zusammengeführt werden konnten:

- Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte hatte großes Interesse an der Ermittlung der genauen Lage des ehemals wichtigsten Bauwerkes dieser Stadt.
- Der Kunstverein Husum und Umgebung sucht ein Objekt, um ein geschichtlich und touristisch interessantes Kunstprojekt anzuregen.
- Die Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes, das Ingenieurbüro Reimer Ivers, ein privater Sponsor und die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte übernahmen dankenswerterweise die Kosten.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Horst Appuhn, s. unter „Quellen und Literatur“, S. 32; Abb. 2: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Institut für Geowissenschaften. Geophysikalische Prospektion, s. unter „Quellen und Literatur“, und Helmut Liley, Schobüll

Quellen und Literatur

Appuhn, Horst: Sankt Marien in Husum. Husum 1953 (Schriften des Nissenhauses in Husum 2)

Beyer, Hans: Nordfriesland und Eiderstedt im Kampf gegen die „Aufklärung“. Die Rolle der Bauern und Handwerker im Streit um die Adler'sche Agende und um den Abbruch der Husumer Marienkirche. In: Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe 31 (1956), S. 93–118

Born, Walter: Die hohen deutschen Kirchtürme. Hildesheim 1979

Habermann A.: Pläne und Ansichten zur alten Marienkirche Husum 1931. Nissenhaus Husum, Inv. Nr. B 1458/1–5, B 4602–4607

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Institut für Geowissenschaften. Beispiele zur geophysikalischen Prospektion in der Archäologie. Kiel 1993

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Institut für Geowissenschaften. Geophysikalische Prospektion St. Marienkirche Husum. Radargramme mit und ohne Amplitudenregelung. Harald Stümpel, 15.11.2005 (Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, D2 Stadt Husum)

Iben, Uwe: Situationsplan Markplatzbereich Husum, 18. Jahrhundert. Rekonstruktion. In: Ulf v. Hielmcrone: Führer durch die Stormstadt, Husum 2001, S. 35

Marienkirche Husum 1833–1983. Mit Beiträgen von Ulf v. Hielmcrone, Paul Zubek u. Johannes Henningsen. Husum 1983 (Schriften des Kreisarchivs Nordfriesland 7)

Georg Weßler: Die St.-Marien-Kirche zu Husum – Einheit von Architektur und gärtnerischer Gestaltung der Umgebung. In: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 9 (2004), S. 66–74

Tätigkeitsbericht

Von Holger Borzikowsky

Der Vorstand der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte legt hier seinen Tätigkeitsbericht für den Zeitraum 1. November 2004 – 31. Oktober 2006 vor.

Nicht ganz diesen Zeitabschnitt begleitete das Mitglied des Vorstandes Horst-Günter Susott; er verstarb nach kurzer Krankheit am 1. Oktober 2006. Horst-Günter Susott wurde in der Mitgliederversammlung vom 14. Oktober 1999 zum Schatzmeister unserer Gesellschaft gewählt. Als Bankkaufmann i. R. brachte er sein fachliches Wissen in unsere Arbeit ein, verwaltete sein Amt mit großer Umsicht und Sorgfalt und war ein stets freundlicher, offener Gesprächspartner. Wir bedauern sehr, ihn nicht mehr in unserem Vorstandskreis zu haben.

Das Veranstaltungsprogramm der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte für Winter 2004/2005 war durch einen Vortrag von Fiete Pingel M.A. im Oktober 2004 eingeleitet worden (s. Tätigkeitsbericht in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte H. 9, 2004, S. 116) und wurde am 19. November durch eine weitere Veranstaltung der Reihe „Gerichte mit Geschichte“ fortgesetzt. An diesem Abend servierten Helge Kiebach, Klaus Schumacher und Thomas Friedrichsen, unterstützt durch Margareta Andresen und Silke Susott, ein Menü, das im Jahre 1900 anlässlich der „Klosterrechnung“ im historischen Husumer Seniorenstift „Gasthaus zum Ritter St. Jürgen“ gereicht worden war.

Die Mitgliederversammlung vom 2. Dezember 2004 wählte den bisherigen stellvertr. Kassenprüfer Klaus-Hinrich Evers M.A. zum Kassenprüfer sowie Otto Meier-Ewert zum neuen stellvertr. Kassenprüfer. Schriftleiter Dr. Christian M. Sörensen und Holger Borzikowsky stellten Heft 9 der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ vor. Im Anschluss an die Mitgliederversammlung referierte Thomas Friedrichsen über „Die Tagebuchaufzeichnungen des Pastors Friderich Ludwig Herr (1753–1873)“, die er zusammen mit Klaus Schumacher in Heft 9 der „Beiträge“ ediert hat.

Am 27. Januar 2005 hielt der Sozialgeograph Dr. Ingwer Ernst Momsen, erster Preisträger (1968) des von der Stadt Husum ausgelobten Storm-Stipendiums, einen Vortrag über „Husum um 1800. Gesellschaft, Wirtschaft und Siedlungsbild“. Den Vortrag des Literaturwissenschaftlers Prof. Dr. Hubertus Menke: „Die Nonne Beatrijs als Prostituierte – ein spätmittelalterliches Marienmirakel im Spannungsfeld von Kloster und Welt“ boten die Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft (Vorsitzender Helmut Quack) und die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte am 22. Februar 2005 gemeinsam an.

Eine Exkursion nach Flensburg, die zusammen mit dem Förderverein der Bibliothek der Hermann-Tast-Schule Husum (Vorsitzender Werner Stiebe-

ling) veranstaltet wurde, beendete am 2. April das Winterprogramm. Dr. Jens Ahlers und Dr. Gerhard Kraack führten in die historischen Buchbestände der Landeszentralbibliothek Flensburg ein, die bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen. Die beiden Mitarbeiter der Bibliothek hatten eine kleine Ausstellung ausgewählter Kostbarkeiten – Bücher und Landkarten – vorbereitet. Die Rückfahrt führte über Schleswig; dort wurden das um 1200 gegründete, seit der Reformation als adliges Damenstift genutzte Johanniskloster und sein Bibelpark besichtigt.

Holger Borzikowsky stellte anlässlich der 3. Husumer Kulturnacht am 28. Mai 2005 in einem Vortrag „Die Fotografie in Husum bis 1900“ vor.

Unser Vorstandsmitglied Werner Stiebeling bereitete in seiner Eigenschaft als Archivar der Hermann-Tast-Schule Husum eine Ausstellung über den Lehrer an dieser Schule und verdienstvollen Heimatchronisten Magnus Voß (1885–1905) vor, die im September 2005 im „Ostenfelder Bauernhaus“ (Museumsverbund Nordfriesland) eröffnet wurde. Auf Initiative von Magnus Voß war das Haus 1899 nach Husum versetzt und dort als erstes deutsches Freilichtmuseum eingerichtet worden. Klaus Schumacher und Holger Borzikowsky unterstützten Werner Stiebeling bei der Ausstellungsvorbereitung mit fachlichen Hilfen. Inzwischen ist die Ausstellung dauerhaft im Ostenfelder Bauernhaus etabliert, sie wird durch ein von Werner Stiebeling erarbeitetes Katalogheft, das 2006 im Druck erschien, begleitet. Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte leistete einen Druckkostenzuschuss.

Am Beginn des Winterprogramms 2005/2006 stand die Mitgliederversammlung v. 20. Oktober 2005. Thomas Friedrichsen, dessen dreijährige Amtszeit als Beisitzer im Vorstand abgelaufen war, wurde durch die Versammlung wiedergewählt. Holger Borzikowsky schloss den Abend mit einem Referat über den aus Husum gebürtigen Juristen Johannes Paul Ipsen (1690–1749) ab, der als Student an der Universität Halle im damaligen Promotionsverfahren eine Streitschrift seines akademischen Lehrers Christian Thomasius gegen die Hexenprozesse verteidigte.

Thomas Friedrichsen veröffentlichte im Herbst 2005 im Sutton Verlag (Erfurt) „Husumer Geschichten“ zu Bildwiedergaben nach seiner umfangreichen Sammlung Husumer Postkarten (Besprechung im vorliegenden Heft).

Im Rahmen des Winterprogramms interpretierte am 19. November 2005 Dr. Ulf Dietrich v. Hielmcrone in der Husumer St.-Marien-Kirche die Architektur dieses Kirchenbaues unter dem Gesichtspunkt neuer denkmalpflegerischer Entwicklungen. Die 1829–33 durch den königlich-dänischen Oberbaudirektor Christian Frederik Hansen errichtete Kirche, ein Hauptwerk des Klassizismus in Schleswig-Holstein, hat in den letzten drei Jahrzehnten eine historisch gerechte Neubewertung ihrer Architektur erfahren. An diesen Erkenntnissen, gestützt durch Baubefundsuntersuchungen, orientieren sich die seit 1983 durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen.

Ebenfalls Dr. Ulf Dietrich v. Hielmcrone stellte am 26. Januar 2006 das Schloss vor Husum als „fast vergessenes königliches Schloss und seine Einrichtung“ vor (Vortrag und Führung). Das einst herzogliche Schloss vor Husum war seit 1721 königlich-dänischer Besitz. Durch die Restaurierung des Gebäu-

des seit 1974 und die Einrichtung des Museums „Schloss vor Husum“ ist es heute in seinen Funktionen als Königsschloss des 18. und 19. Jahrhunderts wieder erfahrbar. Seine Entwicklung wird durch Ankäufe von Exponaten durch den 2003 gegründeten „Förderverein Schloss vor Husum e. V.“, dessen Vorsitzender v. Hielmcrone ist, tatkräftig gefördert.

Die Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft und die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte veranstalteten gemeinsam einen Vortragsabend am 28. Februar 2006: Prof. Dr. Dieter Lohmeier, der ehemalige Leiter der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel, sprach über: „Buchdruck für den Ostseeraum. Die Frühzeit des Buchdrucks in Lübeck“.

Am 1. April 2006 wurde „Friedrichstadt als Zentrum religiöser Toleranz“ besucht. Kirchenbesichtigungen und eine Einführung in die Geschichte Friedrichstadts als Stätte religiöser Freiheit und Toleranz durch Stadtarchivarin Christiane Thomsen bildeten die Schwerpunkte dieser Veranstaltung.

Im Rahmen der 4. Husumer Kulturnacht am 27. Mai 2006 stellte Holger Borzikowsky die Bau- und Inventargeschichte der 1807/08 abgebrochenen spätgotischen Husumer St.-Marien-Kirche in einem Vortrag dar.

Um die Lage dieser bedeutenden Kirche zu bestimmen, wurde im November 2006 mit finanzieller Beteiligung der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte eine Georadaruntersuchung des Marktplatzbereiches durch das Institut für Geowissenschaften der Universität Kiel, Abteilung Geophysik, durchgeführt (siehe Bericht im vorliegenden Heft).

Für den Museumsverbund Nordfriesland bereitet die Kunsthistorikern Dr. Dörte Nicolaisen (Universität Nijmegen/Niederlande) gegenwärtig eine Ausstellung über die 1827 im Husumer Schloss geborene Malerin Charlotte von Krogh (gest. 1913) vor. Die Ausstellung soll im Jahre 2007 zunächst in Husum, anschließend in Hadersleben und Kiel gezeigt werden. Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte leistete im August 2006 einen Förderbeitrag für das Projekt.

Holger Borzikowsky unterstützte die Vorbereitung einer Ausstellung über den 1606 in Husum geborenen Kartographen Johannes Mejer (gest. 1674), die am 27. September 2006 im Schifffahrtsmuseum Nordfriesland, Husum, eröffnet wurde (siehe hierzu auch den Beitrag über J. Mejer im vorliegenden Heft).

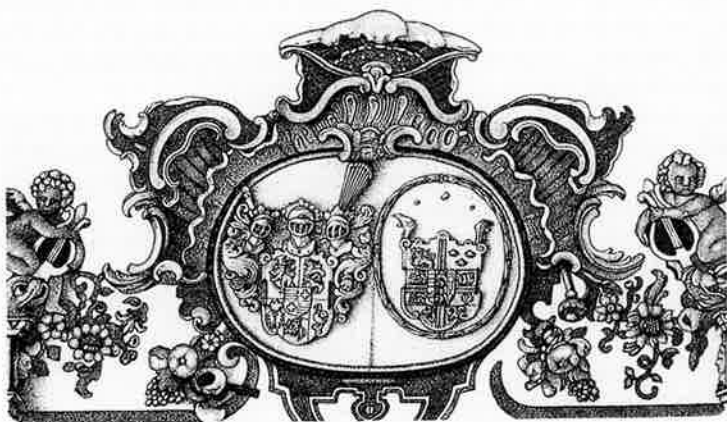
Die Graphik-Edition wurde 2006 mit einem Blatt des Kupferstechers Peter Froese fortgesetzt (siehe den folgenden Text).

Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte hat zurzeit 145 Mitglieder.

Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: Graphik „Wappenkartusche im Schloss vor Husum“ von Peter Froese

Im Frühjahr 2006 erschien in der Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte eine Arbeit des in Bredstedt lebenden Kupferstechers Peter Froese (geb. 1939). Dieser war bereits durch topographische Blätter in Nordfriesland hervorgetreten, unter anderem mit einem Mappenwerk „Husum“, das sechs Motive aus der Stadt und ihrer Umgebung im Kupferstich enthielt (ediert von Manfred Opel, 1988). Peter Froese äußerte spontane Zustimmung, als er gebeten wurde, in der heute nur noch von wenigen Spezialisten beherrschten Technik des Kupferstiches für die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte ein Motiv darzustellen. Gern folgte er auch dem Vorschlag, ein solches im Schloss vor Husum zu suchen. Er entschied sich, die Wappenkartusche am sogenannten „Todeskampfkamin“ im Rittersaal mit ihrem bewegten Rokokorahmen und der detailreichen inneren Gliederung graphisch umzusetzen.

Die Technik des Kupferstiches ist vermutlich um 1420 entstanden. Ihren Ursprung bildete wohl eine Methode des Goldschmiedehandwerks: das Gravieren in Metall. Der Kupferstecher schneidet mit einem Grabstichel die Linien



1/100 „Todeskampfkamin“ Rittersaal Schloss vor Husum 2006

*Peter Froese: „Wappenkartusche am ‚Todeskampfkamin‘ im Schloss vor Husum“.
Kupferstich, 2006 (Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte)*

einer Zeichnung in eine Kupferplatte. Auf die Platte wird Druckerschwärze aufgetragen, anschließend wird deren Oberfläche gesäubert. Die Farbe verbleibt nur in den eingeschnittenen Vertiefungen und wird in der Kupferdruckpresse an zuvor angefeuchtetes Papier abgegeben. In der Renaissance erlangte die Kunst des Kupferstiches große Bedeutung, doch trat das Verfahren dann hinter der Radierung zurück. Als Möglichkeit, Kunstwerke zu reproduzieren, blieb der Kupferstich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bedeutsam.

Peter Froese wurde als Jagdwaffengraveur in Eckernförde ausgebildet. Er war in Druckereien tätig, beschäftigte sich aber schon früh auch mit der freien Gravur in Metall. Seine ersten Kupferstiche entstanden 1976, sie zeigten topographische Motive aus der Gegend am Westrand des Odenwaldes, wo Froese damals lebte. Er wandte sich zunehmend der Darstellung der norddeutschen Landschaft zu (seit 1981 in Bredstedt ansässig). Auch Illustrationen für bibliophile Bücher fertigte Froese, so für Ausgaben der Bear Press Bayreuth (Werke von Daniel Casper von Lohenstein, Samuel Coleridge, Ludwig Tieck).

Peter Froeses Arbeiten zeichnen sich durch eine ins kleinste Detail führende Präzision aus, doch verfremdet er oftmals auch das realistische Abbild durch ideenreiche Collagen aus inhaltlich verwandten Einzelmotiven und steigert so den erzählerischen Gehalt seiner Arbeiten.

Der Kamin ist eine 1992 im Schloss eingebaute Kopie des Originals im Bode-Museum in Berlin. Der originale, um 1615 von dem Hamburger Bildhauer Henni Heidtrider geschaffene „Todeskampfkamin“ gelangte 1919 im Zuge des Verkaufs des Schlosses durch den Preußischen Staat an den damaligen Landkreis Husum nach Berlin. Im Zweiten Weltkrieg wurde er abgebaut, magaziniert und erst im Jahre 2005 im Bode-Museum wiedererrichtet.

Während der Umgestaltung des Husumer Schlosses 1751/52 war der Kamin im Aufsatz verändert worden, da die Decke des Rittersaales niedriger gelegt wurde. So erhielt das Wappenpaar, das heraldisch links das dänische Königs- wappen und rechts das Wappen der Gottorfer Herzöge zeigt, einen Rahmen durch den Bildhauer Tai Hinrichs. Die delphinreitenden Putten, die die Wapenkartusche flankieren, stammen wieder aus dem frühen 17. Jahrhundert wie auch die Blumen- und Fruchtmotive.

Der Kupferstich – Druckauflage: 120 Exemplare – hat die Maße 6,7 x 11,5 cm (Blattmaße 20 x 28 cm). Der Preis beträgt für Mitglieder € 45,-, für Nichtmitglieder € 75,-.

Holger Borzikowsky

Buchbesprechungen

Thomas Friedrichsen: Husumer Geschichten. 96 S., 122 Abb. 17,90 €. Sutton Verlag, Erfurt 2005 (Reihe „Bildergeschichten“).

Mit 39 Texten zu 80 historischen Ansichtskarten und zahlreichen weiteren Abbildungen beschreibt der junge Husumer Regionalhistoriker Thomas Friedrichsen Ereignisse und Ansichten von Husum und leistet so einen sehr beachtlichen Beitrag zur Stadtgeschichte.

Durchweg auf sicherer Wissensgrundlage fußend, bringt der Autor viele interessante Einzelheiten – z. B. war Zar Peter der Große 1713 während des Nordischen Krieges in Husum – und vermittelt so ein leicht verständliches Bild der Stadt und ihrer Entwicklung.

Es ist beeindruckend, wie viele Postkarten von Gebäuden und Hausreihen um den Markt und von den angrenzenden Straßen hergestellt und vom Autor aufgefunden wurden. Ihre Wiedergabe in diesem Bildband verdeutlicht, wie schön der Marktplatz und seine Umgebung aufgrund der Geschlossenheit und Maßstäblichkeit der Hausansichten wirken.

Ein paar inhaltliche Anmerkungen seien angebracht. Für die Datierung der Osterhusumer Wassermühle schon ins 12. Jahrhundert (S. 89) werden keine Anhaltspunkte genannt. Wahrscheinlicher ist, dass die Mühle und der dazugehörige Damm um 1380 angelegt wurden, als der Landesausbau durch die Schleswiger Herzöge begann und sich gleichzeitig das Aufblühen der Siedlung Husum nach der Sturmflut von 1362 abzeichnete.

Ein kleines Versehen liegt auf S. 41 vor, was das Rote Kreuz und das Kinderheim in Schobüll angeht. Das Rote Kreuz hieß damals vollständig „Vaterländischer Frauenverein vom Roten Kreuz“. Der Husumer Ortsverein ließ 1928 die Waldschule in Schobüll als Nachfolgerin der Mildstedter Waldschule errichten und führte sie ab 1933 als Kinderheim weiter. Es fand also damals kein Wechsel des Trägervereins statt.

Neben kleinen Unebenheiten (Datierung der Aufnahmen fehlt z. T.) sollten auch Korrekturen bei den Bindestrichen (zu viele!) geprüft werden.

Dieser Postkartenband ist im Sutton Verlag in Erfurt in dessen Reihe „Bildergeschichten“ erschienen und hat gleich große Nachfrage gefunden, zumal da Bildbände mit alten Ansichten von bekannten Gebäuden, Straßen und Plätzen Konjunktur haben. So kann dieser Band historisches Interesse wecken und vielleicht zu umfangreicheren stadtgeschichtlichen Forschungen und Darstellungen anregen.

Allerdings erscheint der Preis etwas hoch, da nur Schwarz-Weiß-Bilder geboten werden.

Christian M. Sörensen

Heino Hünken (Hrsg.): 300 Jahre Garnisonsstadt Husum – 50 Jahre Bundeswehrstandort. 74 S., zahlreiche Abb. Selbstverlag mit Unterstützung der Bundeswehr [Husum 2006].

Die von dem pensionierten Bundeswehroffizier Heino Hünken herausgegebene Broschüre gibt einen „informativen Einblick in die vielfältige und abwechslungsreiche militärgeschichtliche Entwicklung der Stadt Husum über die letzten 300 Jahre“, wie der Standortälteste Oberst Axel Schmidt in seinem Geleitwort treffend schreibt.

Diese reich bebilderte Übersicht über drei Jahrhunderte der Neuzeit bis hin zur Gegenwart füllt eine Lücke in der Stadtgeschichtsschreibung. Die Darstellung beginnt mit dem Bau der ersten festen Kasernenanlagen, den sog. Baracken, ab 1704 in der Langenharmstraße und in der Pracherstraße (heute Nordbahnhofstraße) und beleuchtet die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg und die erneute Einrichtung der Garnison ab 1938/39, legt aber verständlicherweise ihren Schwerpunkt auf die letzten 50 Jahre seit der Einrichtung des Bundeswehrstandortes Husum.

Eine Arbeitsgruppe von 16 Personen lieferte die Beiträge, darunter die Stadthistoriker Jürgen Dietrich (zugleich Oberstleutnant i. R.), Klaus Schumacher und Christian M. Sörensen und die ehemaligen Offiziere Gerald Grimmer, Heino Hünken, Henning Sehnert und Hans Zwscheigert und der aktive Oberstabsfeldwebel Hans Thomas Petersen.

Aus Kostengründen musste auf ein gebundenes Buch verzichtet und stattdessen eine Broschur im DIN-A4-Format gewählt werden. Die Zentraldruckerei der Bundeswehr in Köln-Wahn hat zwar saubere Arbeit geleistet, musste aber, um die Fülle der Beiträge, die wohl für eine Ausgabe mit 300 Seiten gereicht hätten, auf 74 Seiten unterzubringen, auf kleines Schrift- und Bildformat zurückgehen, was schon die Lektüre etwas erschwert.

Und noch eine Bemerkung aus philologischer Sicht: Am Titel mag das doppelte „s“ in Garnisonsstadt stören, da doch das Wort Garnison im Genitiv gar kein „s“ hat. Aber offenbar aufgrund des Gebrauchs in Militärkreisen lässt der Duden beide Schreibweisen zu (zu erschließen aus dem im Duden enthaltenen Stichwort „Garnison[s]kirche“).

Insgesamt hat der Herausgeber mit seiner Arbeitsgruppe eine solide und ansprechende Ausgabe vorgelegt. Wer an der Militärgeschichte Husums interessiert ist, sollte sich ein Exemplar sichern. Es ist in einem Restbestand im Stadt- und Kreisarchiv, jetzt Asmussenstraße, vorrätig und dort kostenlos zu bekommen.

Holger Borzikowsky

Rainer Tidelski: Das Nissenhaus in Husum. Eine Chronik 1933–1947. 38 S., 7 Fotos und mehrere Faksimiles. 4,50 €. Selbstverlag, Vallendar und Husum 2005.

In der Einleitung dieser Broschüre schreibt der Verfasser, dass „gerade die Gründungs- und Aufbaujahre des Nissenhauses ... bis heute weitgehend im

Verborgenen“ liegen. So hat er nach umsichtiger und umfangreicher Recherche eine gelungene Arbeit vorgelegt, die endlich eine Lücke in der heimat- und zeitgeschichtlichen Forschung schließt.

Rainer Tidelski zeigt die Entwicklung von der Grundsteinlegung im November 1933 über die Berufung der Leitung und der Mitarbeiter ab 1935 bis hin zur Belegung des Nissenhauses durch die englische Besatzungsmacht im Mai 1945 und zur Wiedereröffnung im September 1946 auf, und zwar besonders anhand von Quellenfunden im Landesarchiv und von Auszügen aus Protokollen, soweit sie im Nissenhaus verfügbar waren, und aus der Literatur. Mit dem Geld des Stifters Ludwig Nissen (1855–1924), der es als Husumer Junge nach seiner Auswanderung nach Amerika zu Vermögen gebracht hatte (vergl. Geschichte Husums, Husum 2003, S. 198), wurde das große Museum für die kulturellen und landschaftlichen Besonderheiten Nordfrieslands vielfältig und publikumswirksam auf- und ausgebaut (neben Schauobjekten u. a. Storm-Zimmer, Bibliothek, Kunstsammlung, angeschlossen die Forschungsstelle Westküste). Eingehend berichtet der Verfasser über die Museumsgüter und deren Erwerb und über die umfangreiche Wirksamkeit des Nissenhauses und seines Direktors, wozu auch die für die Stadtgeschichtsforschung so wertvolle Herausgabe des Husumer Urkundenbuchs von Prof. Ernst Möller im Jahre 1939 gehört.

Dieser gelungene Aufbau war vor allem das Verdienst von Dr. Fritz Tidelski (1900–1968), der als Geologe, Geograph, Kunstgeschichtler und als Lehrer gute Voraussetzungen aufwies und vom Kuratorium der Stiftung im Juni 1935 zum Direktor gewählt wurde. Er war ein Bundesbruder von Kuratoriumsmitglied Dr. Lorenz Christian Peters (vergl. Geschichte Husums, S. 217) und erst im Mai 1935 Mitglied der NSDAP geworden und sollte zugleich als Vermittler zwischen den Zielen der Stiftung und denen der „neuen Machthaber“ wirken.

Es kam jedoch bald zu Konflikten mit der Ortsgruppen- und Kreisleitung wegen Tidelskis nicht parteikonformen Verhaltens, z. B. indem er die Fahnen der Kreisverbände Husum und Eiderstedt des Stahlhelms, Bundes der Frontsoldaten, der 1935 aufgelöst worden war, ins Museum aufgenommen hatte und indem er 1938 den später so verdienstvollen Präparator Kurt Hepprich eingestellt hatte (S. 31). Im August 1941 wurde F. Tidelski „auf Drängen“ der Partei zur Wehrmacht einberufen und an die Ostfront geschickt (S. 23), danach folgten Zivildienst und nach dem Zusammenbruch Internierungslager von Mai 1945 bis Mai 1946.

Im September 1946 wurde „sein Angestelltenverhältnis mit Wirkung vom 1. Juli 1945“ beendet (S. 29). Als Begründung hatte das Kuratorium schon im Juni 1946 festgehalten: „Die weitere Zusammenarbeit ist natürlich nicht möglich, da Dr. Tidelski Kreisamtsstellenleiter war“ (S. 29). – Für Tidelski war es sicher eine Genugtuung, dass er im Dezember 1948 im Entnazifizierungsverfahren in die Gruppe V „Entlastete“ eingestuft wurde und ab Mai 1949 als Lehrer, ab 1950 als Schulleiter und ab 1954 als Dozent und ab 1960 als Professor für Erdkunde und Heimatkunde an der Pädagogischen Hochschule in Kiel wirken konnte. Zu der Berufung nach Kiel schrieb die Husumer Tageszeitung am 2. Oktober 1954, Dr. Tidelski habe in Husum mit Erfolg „Aufbau-Aufgaben gelöst“ und erhalte nun den „ihm gemäßen wissenschaftlichen Lehrauftrag“.

Mit dem Abschnitt „Das Nissenhaus im Spannungsfeld des Dritten Reiches“ (S. 31 f.) regt der Verfasser den Rezensenten zu allgemeinen Fragen an, die hier nur angedeutet werden können: Dürfen Teile der Geschichte von Institutionen und Instituten ausgeblendet werden? Dürfen Leistungen von Personen „im Verborgenen gehalten“ werden, weil diese in der NS-Zeit „mitmachten“? Oder ist eine offenere und differenziertere Betrachtung der NS-Zeit allmählich angesagt?

Obwohl der Verfasser Rainer Tidelski sachbedingt seinen Vater in den Mittelpunkt der Darstellung rückt, hat er sich bemüht, sachlich, zurückhaltend und ausgewogen zu berichten. Diese Schrift wird sicher viele Leser interessieren und ist in der Buchhandlung C. F. Delff, Husum, oder beim Verfasser zu erhalten unter der Anschrift: Rainer Tidelski, Am Grauen Kreuz 8, 56075 Koblenz, Tel. 0261/66529.

Christian M. Sörensen

Johannisloge „Zur Bruderliebe an der Nordsee“ (Hrsg.): Freimaurerei in Husum. Festschrift 100 Jahre Johannisloge „Zur Bruderliebe an der Nordsee“ in Husum 1906–2006. 185 S., zahlr. Abb. 15.– € Selbstverlag, Husum 2006.

Im März 2006 beging die Husumer Loge ihr 100. Stiftungsfest. Dazu erschien eine 185 Seiten starke Festschrift, die übersichtlich in vier Kapitel unterteilt ist: 1. Freimaurerei – ein Phänomen, 2. Freimaurer in Husum, 3. Die Große Landesloge und 4. Anhang (u. a. mit Literatur- und Internethinweisen).

Husums erste Loge gab es schon ab 1775 (S. 84). Christian Frederik Hansen aus Kopenhagen, der väterlicherseits aus Husum stammende Architekt der Marienkirche, die 1828–1833 in tempelähnlicher Form errichtet wurde, war Freimaurer. Nach verschiedenen Ruhezeiten und mehreren vorläufigen Versuchen wurden 1904 die Gründung einer Husumer Loge und der Bau des Logenhauses endgültig beschlossen. Aber erst die Einweihung des Logenhauses an der Ecke Süderstraße/Mönkeweg im März 1906 (s. S. 106) wurde zum Bezugspunkt für das jetzige Jubiläum genommen.

In ihren Beiträgen geben Ulf von Hielmcrone, u. a. mit „Was ist Freimaurerei?“ und „Das Logenhaus“, und Hauke Thiesen u. a. mit „Die mittelalterlichen Bauhütten“ und „Aufstieg, Niedergang und Wiedererrichtung“ (gemeint in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) nicht nur einen allgemeinen Überblick über das Wesen dieser Bewegung, sondern auch einen auf intensivem Quellenstudium beruhenden Einblick in die schwere Zeit der Unterdrückung und Auflösung der Husumer Loge durch die NS-Herrschaft 1933/1934. Das ausgeräumte Logenhaus wurde von NS-Organisatoren benutzt und während des Krieges mit polnischen Kriegsgefangenen belegt (S. 148) – eine besonders widersinnige Verwendung für ein Haus der Toleranz und Freiheit. Das Bild wird vervollständigt durch Beiträge u. a. von Werner Carstenen, Peter Hasselmann und Barbara und Hans-Werner Hellberg. Die Grußworte von Bürgermeister Rainer Maaß, Propst Dr. Helmut Edelmann, Ordensmeister Joachim Klaus, Logenmeister Horst Bauer unterstreichen die Herkunft der Logen aus christlichem

Gedankengut, ihre offene Hinwendung zur Gesellschaft und ihre segensreiche Arbeit in ihr. Ein Grußwort der Johannisloge aus Apenrade über die deutsch-dänische Grenze hinweg zeigt die internationale Verbundenheit.

Eine Anmerkung ist allerdings anzubringen: Das Foto auf S. 144 zeigt nicht Logenmeister Lorenz Conrad Peters, der 1934 mit zwei weiteren Freimaurern Opfer von SA-Ausschreitungen in Husum wurde. Siehe dazu Chr. M. Sörensen, *Zur NS-Herrschaft in Husum*, in den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ H. 6 (1998), bes. S. 94–107, mit Foto von L. C. Peters.

Der ansprechend aufgemachte Band leistet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte Husums und ist auch im Buchhandel zu erhalten.

Christian M. Sörensen

Gerd Eversberg: Theodor Storm als Schüler. Mit vier Prosatexten und den Gedichten von 1833 bis 1837 sowie sechs Briefen. 298 S., 20 Abb. 19,90 €. Boyens Buchverlag, Heide 2006.

Über die literarischen Anfänge Storms war außer Teilaspekten durch vereinzelte Darstellungen relativ wenig bekannt. Gerd Eversberg, der wissenschaftliche Leiter des Storm-Hauses, das seit der räumlichen Angliederung des Storm-Archivs im Sommer 2006 nun Storm-Zentrum heißt, hat nach intensiven Studien ein Buch vorgelegt, mit dem er nicht nur das Bild von Storm als Schüler und das seiner Schulzeit, sondern auch Storms schriftstellerische Entwicklung und deren Ergebnisse näher darstellt und dabei zugleich das Bild der Husumer Gelehrtenschule revidiert; vgl. auch den Beitrag von Gerd Eversberg im vorliegenden Heft.

Storm selbst hat, so G. Eversberg, in der Rückschau sein Jugendwerk im Vergleich gerade zu seiner späteren Lyrik eher negativ gesehen und diese Sicht auf seine Schule übertragen. Seine Tochter Gertrud verbreitete, wie Eversberg betont, dieses ungünstige Bild der Schule, sodass es bis in die Gegenwart in der Literatur fortlebt. Der Autor, selber langjähriger Lehrer an der Hermann-Tast-Schule, der ehemaligen Gelehrtenschule, ist in der umfangreichen HTS-Bibliothek den Spuren und Wegen von Storms Schülerdasein und -schaffen nachgegangen und kommt zu dem Schluss, dass die Lehranstalt in Storms Husumer Schulzeit 1826–1835 gut arbeitete und besonders dank des Wirkens von Rektor Friedrichsen durchaus mit anderen Schulen mithalten konnte.

Freie, dichterische Übertragungen klassischer Literatur waren ein wesentlicher Teil des Lehrplans, in dem Griechisch und Latein nahezu die Hälfte ausmachten. G. Eversberg gibt aufschlussreiche Einblicke in das damalige Schulleben, in den Stunden- und den Stoffplan, in die Bildungsziele usw. und bringt im Wortlaut Storms Übertragungen von antiken Texten (Fabeln u. a.). Der Autor zeigt auf, dass die Grundlagen für Storms demokratisch-republikanische Gesinnung schon im altsprachlichen Unterricht gelegt wurden, besonders an Stoffen über die Römische Republik. – Das Verzeichnis der Gedichtüberschriften und -anfänge am Schluss des Bandes zeigt die erstaunliche Fülle des frühen Schaffens und erleichtert dem Leser die Orientierung.

Mit diesem Buch wird zugleich das Husum-Bild wesentlich erweitert. Dass Storm und andere Schüler für die letzten Schuljahre an Gymnasien in Lübeck bzw. Altona geschickt wurden, hat, so Eversberg, zum Ziel gehabt, in einer größeren Stadt ein reicheres Kulturangebot (Theater, Musik, Literaturkreise) kennenzulernen. Historisch interessierte Leser und Storm-Freunde werden dieses Buch mit großem Gewinn lesen. Der Boyens Buchverlag in Heide, durch 55 Jahre Zusammenarbeit eng mit der Storm-Gesellschaft verbunden, hat wieder eine ansprechende Ausgabe besorgt.

Christian M. Sörensen

Karl Ernst Laage: Liebesqualen. Theodor Storm und Constanze Esmarch als Brautpaar. 124 S., 24 Abb. 12,90 €. Boyens Buchverlag, Heide 2005.

Mit dem vorliegenden Buch beleuchtet der hervorragende Kenner der Storm-Biographie Prof. Dr. Karl Ernst Laage, Ehren-Präsident der Storm-Gesellschaft, die Verlobungszeit des Dichters und seiner Cousine Constanze, der acht Jahre jüngeren Tochter des Segeberger Bürgermeisters Ernst Esmarch. Grundlage für seine fesselnde Darstellung ist die wissenschaftlich gehaltene Herausgabe des 222 Briefe umfassenden Schriftwechsels der Brautleute durch Regina Fasold aus dem Jahre 2002 – eine Veröffentlichung, die endlich die lückenhafte und geschönte Ausgabe von 1915 durch Storms Tochter Gertrud ersetzt.

In 15 kurz gefassten Kapiteln gibt Laage einen eingehenden Einblick in Storms Denken und Handeln und das seiner Braut während der Verlobungszeit 1844–1846 und fügt manche Rück- und Ausblicke an. Als Kapitelüberschriften seien beispielhaft genannt: Die Liebesgedichte; Der „Singverein“; Die „Hauptaufgabe der Ehe“; Stimmungen und Verstimmungen; Von Krisen und Kindern; Nestbau in der Neustadt 56; Die Trauung: „Hauscopulation“ mit „Königsbrief“; Ausblick.

Im Abschnitt „Der junge Storm – ein ‚unpolitisches Thier‘?“ (S. 82–87) gibt Laage gleich am Anfang die Antwort auf seine eigene Frage: Storm habe sich von „den politischen Emotionen, die im Vorfeld der 1848er-Bewegung in Schleswig-Holstein entstanden sind, ... nicht vereinnahmen lassen.“ Das gilt sicher für seine Verlobungszeit bis 1846. Doch im März 1848 sah es bekanntlich anders aus. Es ist nicht von ungefähr, dass Storm schon in den ersten Erhebungstagen zum Sekretär des „Patriotischen Hilfsvereins“ in Husum gewählt wurde, und seine Berichte für das Regierungsorgan Schleswig-Holsteinische Tageszeitung und seine Reaktion in der Zeit der Dänenherrschaft, auch manche Gedichte, sprechen eine deutliche Sprache.

Insgesamt kann der Autor aus seiner profunden Kenntnis heraus das Storm-Bild erweitern und darüber hinaus für den historisch Interessierten den Wissensstand vom Leben in der Kleinstadt Husum – und auch in Segeberg –, insbesondere was das Gesellschaftsleben anbetrifft, wesentlich vertiefen.

Christian M. Sörensen

Karl Ernst Laage: Mit Storm auf Schritt und Tritt. Reisebegleiter durch Husum und Nordfriesland. 100 S., 42 Abb., 8 Karten. 6,40 €. Boyens Buchverlag, Heide 2006.

Karl Ernst Laage führt hier den Leser auf zwei Rundgängen durch Husum und drei Fahrt- und Wanderrouten in Nordfriesland zu allen Stätten, die Bezug zu Storm und seinem Werk haben, und zwar in wohltuend knapper, aber präziser Form. Im gefälligen Taschenformat wird eine Fülle von Angaben geboten, die das Verfolgen der Spuren so anregend und gewinnbringend machen.

Zwar hat diese Ausgabe ihre Vorläufer. So brachte schon 1962 Carl Laage, der Vater von K. E. Laage, einen Stormführer heraus und der Sohn folgte mit Reiseführern 1974 bzw. 1978, von denen jeweils zweite Auflagen erschienen, aber selbst der versierte Stormkenner wird in der neuen Ausgabe manche Neuigkeiten finden, z. B. die, dass Storm nach der politischen Wende von 1864 als neuer Landvogt mit dem Dampfboot nach Süderhafen auf Nordstrand fahren musste, um den „Fall des dänischen Hardsvogts von Bertuch zu untersuchen, dessen Haus von der erbosten Bevölkerung demoliert worden war.“

Zur weiteren Information gibt Laage am Schluss noch eine hilfreiche Datenübersicht über Theodor Storms Leben und Werk, die vielleicht noch für familiär Interessierte um die Namen aller Kinder zu ergänzen wäre, da hier nur Friederike erwähnt ist. Sicherlich wird dieser kleine, preiswerte Band viele interessierte Benutzer finden.

Christian M. Sørensen

Jörg Rathjen: Schleswig im Spätmittelalter 1250–1544. Unter Mitwirkung von Hans Wilhelm Schwarz. Hrsg. von der Gesellschaft für Schleswiger Stadtgeschichte. 192 S., zahlr. Abb u. Tab. 19,95 €. Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum 2005.

Da die Struktur Husums im Spätmittelalter relativ wenig erforscht ist, lohnen sich immer Blicke auf benachbarte Städte, um daraus Erkenntnisse für unsere stadtähnliche Siedlung an der Westküste zu gewinnen. Husum entstand bekanntlich erst im Spätmittelalter, wofür 1431 ein wichtiger Markstein ist, nämlich der Beginn der Herauslösung Husums aus dem Kirchspiel Mildstedt und damit der Beginn der direkten Unterstellung unter die Herzöge. Der Ort entwickelte bis 1500 stadtähnliche Strukturen, erhielt aber erst 1603 volles Stadtrecht.

Der Husum Verlag besorgte zwar eine äußerlich sehr ansprechende Ausgabe über Schleswig, aber leider fehlt ein Ortsregister. Wer also direkte Bezüge zu Husum haben möchte, wird etwas länger suchen müssen. Auf S. 92 findet sich die Tab. 9 „Schleswiger in den Husumer Zollrechnungen 1497–1506“, wo es vor allem um den Bierhandel geht, ansonsten springt das Stichwort Husum nicht ins Auge.

Gleichwohl lassen sich aus manchen Kapiteln, da sie sehr gründlich verfasst sind und auf dem neuesten Forschungsstand für das Mittelalter basieren, ergiebige Rückschlüsse für Husum ziehen. Das gilt z. B. für die Kapitel „Die Bewoh-

ner der Stadt“ (S. 75–86) mit den Unterabschnitten „Bevölkerungszahl und -entwicklung“, „Reich und Arm in Schleswig – Die Vermögensstruktur“, „Wer wohnte wo? – Sozialtopographie“ und „Stadt und Adel“.

So wird die Größe Schleswigs für die Zeit um 1500 n. Chr. auf etwa „1500 bis höchstens 2000“ Einwohner beziffert (S.76). Ein mittelalterlicher Haushalt umfasste demnach durchschnittlich 4–5 Personen (S.75). Die als Quellengrundlage dienenden Schossregister (Schoss = Schatz = Steuer) erfassen nur die steuerzahlenden Haushalte, die übrigen kirchlichen und armen Haushalte machen etwa ein Viertel der Einwohnerschaft aus.

Rechnet man die Zahlen auf Husum um, so ergibt sich, dass unser Hafenort an der Westküste zu den bevölkerungsreichsten Orten im Lande gehörte.

Der junge Kieler Historiker Dr. Jörg Rathjen, der aus Schleswig stammt, hat unter Mitwirkung von Dr. Hans Wilhelm Schwarz, dem langjährigen Mitarbeiter des Landesarchivs und jetzigen Redaktionsleiter der Schleswiger Gesellschaft für Stadtgeschichte, ein grundlegendes und gut lesbares Buch geschaffen, das übersichtlich gegliedert ist und zu klaren Aussagen kommt, wobei die wissenschaftliche Erörterung sorgfältig und zugleich zielführend ist. – Ganz ohne Fehler bleibt auch dieses detailreiche Werk nicht. Was das schwierige Lesen mittelalterlicher Handschriften anbelangt, so hat A. Panten in seiner Besprechung im Nordfriesischen Jahrbuch 2005 (S. 151 f.) einige Lesefehler genannt. Wir weisen auf zwei weitere Versehen hin: Auf S. 76 muss es bei den Vergleichszahlen (für Kiel rund 1800 und Rendsburg und Krempe je 1100) nicht „Haushalte“, sondern „Einwohner“ heißen. Klaus Lorenzen-Schmidt kommt für diese Städte zwar zu etwas anderen Zahlen, die aber in ähnlicher Größenordnung liegen (s. Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte H. 3/4, 1990/91, S. 16 f.). Das andere Versehen: Die Angabe von 2000 Einwohnern für Flensburg bezieht sich nicht auf 1540, sondern auf die Mitte des 15. Jahrhunderts, wie Hans Friedrich Schütt in „Flensburg, Geschichte einer Grenzstadt“ (Neudruck 1983, S. 54) schreibt. – Nützlich für die Forschung sind die im Anhang gebrachten Tabellen mit Preisen und Löhnen in Schleswig.

Schleswig wurde wie Husum im Spätmittelalter niederdeutsch geprägt und bietet auch von daher gute Vergleichsmöglichkeiten. Wer sein Bild von den Verhältnissen damals vertiefen möchte und zugleich sein Bild von Husum ergänzen möchte, findet hier die passende Lektüre.

Christian M. Sørensen

Uwe Danker und Astrid Schwabe: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus. 224 S., zahlreiche Abb. 16,- €. Wachholtz Verlag, Neumünster 2005.

Der Wachholtz Verlag ist seiner Ankündigung, eine „umfassende Überblicksdarstellung zum Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein“ herauszubringen, durchaus gerecht geworden. Hier wird nicht nur die eigentliche NS-Zeit 1933–1945, sondern auch ihre Vorgeschichte seit 1918 und ihre Nachgeschichte ab 1945 beleuchtet. Das vielseitige und materialreiche Buch ist als Gemeinschaftswerk von rund 20 Mitarbeitern des Instituts für Zeit- und Regionalge-

Regionalgeschichte in Schleswig (IZRG) bzw. Studierenden der Universität Flensburg entstanden. Die Hierarchie an Instituten dieser Art bringt es wohl mit sich, dass die Namen der Mitarbeiter nicht bei ihren Beiträgen genannt werden und Danker und Schwabe nicht als Herausgeber zeichnen, wie es sicherlich zutreffender gewesen wäre. Ähnlich wirkte schon ein Team beim Buch über „Zwangsarbeitende im Kreis Nordfriesland 1939–1945“ zusammen (vergl. Besprechung in den Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte H. 9, 2004, S. 134 ff.). Das neue Werk soll nach dem Willen der Herausgeber „zugleich als Handbuch, Lehrbuch und Lesebuch begriffen“ werden. Es kann in der Tat vielen Zwecken dienen und wird dank der Unterstützung durch die schleswig-holsteinischen Sparkassen kostenlos in Klassensätzen an Schulen abgeben.

Aus dem Buch wird deutlich, dass der Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein besonders stark ausgeprägt war, u. a. schon dadurch, dass der „Mustergau Nordmark“ einen besonders dichten Mitgliederstand aufwies. So kam laut Parteistatistik von 1935 ein Parteimitglied schon auf 18,1 Einwohner, in Westfalen-Nord dagegen erst auf 38 Einwohner (S. 40).

Die Verfasser stellen die verhängnisvolle Entwicklung in acht Kapiteln kritisch dar und geben in den beiden Kapiteln „Die neue ‚Volksgemeinschaft‘“ und „Der schöne Schein“ immerhin eine Vorstellung davon, was die Anziehungskraft des Nationalsozialismus auf breite Schichten, seine Massensuggestion ausmachte. Wie die Mehrheit der Jugend begeistert und eingespannt wurde, wie aber auch der 1933 vor dem Ruin stehende Mittelstand zunächst gerettet wurde, wird in Wort und Bild beleuchtet. Im Unterschied zu manchen anderen Publikationen stellen die Verfasser im Anschluss an die Forschungsergebnisse von K.-J. Lorenzen-Schmidt fest, dass die Landwirtschaft „fraglos zu den Profiteuren der NS-Herrschaft“ gehörte und, gemessen an den ökonomischen und sozialen Daten, „die Bewertung auch aus kritischer agrarhistorischer Perspektive insgesamt recht positiv“ ausfalle (S. 77 f.).

Das Buch bringt zur Urteilsbildung des Lesers viele aussagekräftige Zitate und nennt auch deren Urheber, allerdings nicht deren Literaturstelle, die doch mancher Leser aus einem Handbuch erwartet hätte. Erfreulich ist, dass Sach-, Orts- und Personenregister beigelegt wurden. Im Sachregister vermisst der Rezensent aber das Stichwort Freimaurer; denn Angehörige der Logen waren bekanntlich nach 1933 ebenfalls einer rücksichtslosen Verfolgung ausgesetzt, sofern sie sich dem Willen der Parteivertreter widersetzen.

Die Stadt Husum ist im Ortsregister dreimal genannt, davon aber einmal fälschlich, denn Hermann Hansen war zur Zeit seines Einsatzes im „Reichskommissariat Ostland“ nicht mehr, wie auf S. 140 angegeben, Bürgermeister von Husum (so 1933–1937), sondern NSDAP-Kreisleiter. Bei einem so detailreichen Buch sind Fehler verständlicherweise nicht ganz zu vermeiden. Und da die Herausgeber ausdrücklich um Kritik, Ergänzungen und Korrekturen bitten, bringen wir noch eine Bemerkung: So ist auch zu korrigieren, dass H. H. Griem, der schreckliche Kommandant der KZ-Außenlager Husum-Schwesing und Ladelund, damals nicht SS-Unterscharführer war (S. 127), sondern Untersturmführer, also vier Ränge höher (vergl. KZ Husum-Schwesing, Bredstedt

1983, S. 35), und dass er noch im März 1945 zum Obersturmführer befördert wurde.

Diesem interessanten Buch sind über den Schulgebrauch hinaus viele weitere Leser zu wünschen.

Christian M. Sörensen

Michael Ruck und Karl Heinrich Pohl (Hrsg.): Regionen im Nationalsozialismus. 272 S., 20 Abb. 24,- €. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2003 (IZRG-Schriftenreihe 10).

Hinter dem blassen Titel verbirgt sich rund ein Dutzend Vorträge, die anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Schleswiger Instituts für Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) auf einer wissenschaftlichen Konferenz im November 2002 gehalten wurden. Dabei ging es, vereinfacht gesagt, um regionalgeschichtliche Forschungen zum Nationalsozialismus, ihren Gewinn und ihre Grenzen. Für den Leser unserer „Beiträge“ dürften vor allem die Abhandlungen zur Biografie von NS-Funktionären, die noch dazu in den Husumer Raum hineinwirkten, von Interesse sein.

Uwe Danker breitet seine vielschichtigen Überlegungen zur geplanten Biografie von Hinrich Lohse aus (S. 91–121), der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte und gleichwohl sich von 1925 bis 1945 als Gauleiter und von 1933 bis 1945 auch als Oberpräsident in Schleswig-Holstein behaupten konnte. Danker erörtert dessen Wesen und Fähigkeiten und vor allem dessen teilweise Verstrickung in den Holocaust. Lohse war von 1941 bis 1944 führend im „Reichskommissariat Ostland“ tätig, das vor allem das Baltikum und Weißrussland umfasste.

Lohse, der selber einer Massenerschießung beigewohnt hatte, fühlte sich durch diese Art Judenverfolgung abgestoßen, obwohl er auch bis 1933 den Antisemitismus propagiert hatte. Wohl in der Meinung, eine irgendwie geartete „Endlösung der Judenfrage“ stehe erst nach Kriegsende an (vergl. S. 114), reiste er im Frühwinter 1941 nach Berlin zu Ostminister Alfred Rosenberg, erreichte jedoch nichts (die Wannsee-Konferenz schon im Januar 1942 systematisierte vielmehr den Völkermord). So gab er seinen 5000 zivilen Mitarbeitern, darunter auch dem Kreisleiter aus Husum, die Weisung, sich herauszuhalten. In seinem Erlass hieß es: „Die Durchführung von Exekutionen, insbesondere bei der Liquidierung von Juden, ist Aufgabe der Sicherheitspolizei.“ – Danker meint, seine Botschaft sei gewesen: nicht Unterbinden, aber „Raushalten“ (S. 108). Eine Verstrickung war jedoch unvermeidbar; denn zu den Aufgaben der Zivilverwaltung gehörten die Erfassung, Kennzeichnung mit Judenstern, Errichtung von Gettos u. a. (S. 110 f.).

Zwei weitere Beiträge befassen sich mit Biografien von Kreisleitern. Wolfgang Stelbrink stellt in seinem Beitrag „Die Kreisleiter der NSDAP in den beiden westfälischen Parteigauen“ (S. 157–187) anhand von 142 Personen klar fest: „Die ... älteren Forschungspositionen, wonach die NS-Funktionäre vornehmlich aus gescheiterten Randexistenzen der Gesellschaft bestanden, konn-

ten erneut widerlegt werden.“ (S. 165) Vielmehr seien die Kreisleiter zumeist erfolgreiche Aufsteiger aus der Unteren Mittelschicht und in ihrem Umkreis anerkannte Männer gewesen. In der Nachkriegszeit gelang vielen schnell die berufliche und soziale Wiedereingliederung, meistens in ihrem Heimatkreis, wobei sie politisch ohne Ämter blieben.

Auch dieser Beitrag zeigt, dass die anfänglich in Veröffentlichungen vorherrschende Schwarz-Weiß-Malerei einer differenzierteren und ausgewogeneren Betrachtung gewichen ist. Daran wird auch Sebastian Lehmann bei seinem Projekt „Die Kreisleiter der NSDAP in Schleswig-Holstein“ zu messen sein. In seinem Beitrag (S. 147–156) erörtert er die Möglichkeiten eines sammelbiografischen Ansatzes (mit 42 Personen) und stellt obendrein den Kreisleiter von Stormarn „mit seinem ausgeprägten Unterschichtenhintergrund und einfacher Bildung“ und den Eiderstedter Kreisleiter Otto Hamkens, den Gutsbesitzer von Hoyerswort und Rechtsanwalt in Tönning, als „Vertreter der ländlichen Führungsschicht“ (S. 154) gegenüber – ein unergiebigere Versuch, wie Lehmann selber zugibt, da der Stormarner untypisch für das Bildungsprofil sei, denn: „Immerhin drei Viertel der Gesamtgruppe besuchten eine weiterführende Schule, fast ein Viertel nahm darüber hinaus ein Studium auf“ (S. 154). – Ergänzt sei hier, dass O. Hamkens von April bis Ende September 1933 als Landrat von Husum-Eiderstedt amtierte und nach der erneuten Kreistrengung bis 1938 Landrat von Eiderstedt blieb, also immerhin zeitweise nach Husum hineinwirkte.

Christian M. Sørensen

Hansjörg Buss, Annette Göhres, Stephan Linck und Joachim Liß-Walther (Hrsg.): „Eine Chronik gemischter Gefühle“. Bilanz der Wanderausstellung „Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945“. 350 S., zahlreiche Abb. 12,80,- €. Edition Temmen, Bremen 2005.

Die Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche (NEK) führte zum Thema „Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945“ eine Wanderausstellung durch, die im Zeitraum September 2001 – November 2004 an 27 Orten in evangelischen Kirchen gezeigt wurde. Die zentral zusammengestellte Ausstellung konnte von den jeweiligen Gemeinden durch ein sog. Lokales Fenster und ein Beiprogramm mit Vorträgen, Lesungen, Theateraufführungen u. a. ergänzt werden. Mit diesem Vorhaben setzte sich die NEK „als eine der letzten Kirchen der EKD offiziell mit der Thematik Juden und Christen“ auseinander, wie es in der anschließend als Buch herausgegebenen Bilanz heißt (S. 20).

Die Ausstellung war im Herbst 2003 in der Husumer Marienkirche zu sehen. Der vom Kirchenkreis Husum-Bredstedt beauftragte Husumer Pastor Ernst-Otto Hansen, der leider im März 2006 verstorben ist, hat in dem vorliegenden Buch einen Erfahrungsbericht abgegeben (S. 184–190) und dabei auch über die Ergebnisse seiner Spurensuche für das Lokale Fenster referiert. In vier Vitrinen konnte er Dokumente zu Ereignissen aus dem Husumer Raum zeigen, und zwar zum Viöler Pastor Johann Peperkorn, dem späteren NSDAP-Kreisleiter

von Stüttdorn, der schon vor 1933 als NS-Gauredner radikales Gedankengut vertrat und dafür zwei kirchenamtliche Verweise bekam.

Im Buch sind Peperkorns Lebenslauf in tabellarischer Form und Ausschnitte aus seinem Schriftverkehr mit dem Landeskirchenamt wiedergegeben. In der zweiten Vitrine wurde auf den im November 1933 in den Kirchengemeinden gefeierten Luthertag anlässlich Luthers 450. Geburtstages eingegangen. Der Inhalt dieser Feiern ist ebenfalls im Buch nachzulesen, teils tabellarisch in Stichworten, teils in Berichtsform. – In den beiden weiteren Vitrinen wurde Bezug genommen auf die jüdische Gemeinde in Friedrichstadt und die Bredstedter Sippenkanzlei, deren Arbeit noch nicht historisch erforscht und bewertet worden ist.

In ähnlicher Weise sind Erfahrungsberichte aus den anderen Ausstellungsorten und Beiträge zum Verhältnis der Kirche zum Judentum und einzelnen Problemfällen in dieser Publikation nachzulesen.

Der Titel „Chronik gemischter Gefühle“ bezieht sich darauf, dass ein Mitarbeiter „seine emotionale Irritation“ durch das erlebte, „was er während der Ausstellungsvorbereitung von der NS-Vergangenheit von [Eutiner, Sö.] Pastoren erfuhr, die für ihn eine große Bedeutung gehabt hatten“ (S. 12) – auch dies ein Zeichen für die Schwierigkeiten zwischen den Generationen bei der Verständigung über die NS-Vergangenheit. – Die Wiedergabe der Fotos lässt einige Wünsche offen. Ansonsten bringt dieser stattliche Band über den landesweiten Überblick hinaus viele lokalhistorische Informationen.

Christian M. Sørensen

Verzeichnis der Autoren

Dr. Rüdiger Articus M.A., Helms-Museum, Museumsplatz 2,
21073 Hamburg

Dipl.-Päd. Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Jürgen Dietrich, Hindenburgstraße 26, 25813 Husum

Dr. Gerd Eversberg, Theodor-Storm-Zentrum, Wasserreihe 31–35,
25813 Husum

Dr. Ulf Dietrich v. Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum

Dr. Günter Klatt, Markt 10–12, 25813 Husum

Prof. Dr. Karl Ernst Laage, Matthias-Claudius-Straße 14, 25813 Husum

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

Dipl.-Ing. Georg Weßler, Asmussenstraße 20, 25813 Husum